

pro

Christliches Medienmagazin

1 | 2014

www.pro-medienmagazin.de



SEXTING

Wenn Teenager nichts mehr zu verbergen haben

Flucht aus Afghanistan



Wie Farid den Taliban entkam

Sotschi 2014



Die Olympia-Seelinger im Interview

Colin Bell



Glaubensbekenntnis eines Fußballtrainers

Liebe Leserin, lieber Leser,

kaum ein Thema wurde zuletzt so hitzig diskutiert wie der Bildungsplan der grün-roten Landesregierung von Baden-Württemberg. Diese will die „Akzeptanz sexueller Vielfalt“ in den Schulen fördern. Kritiker fürchten eine „ideologische Umerziehung“. Dabei liefern sich Befürworter und Kritiker teilweise derart heftige Auseinandersetzungen, dass von einer sachlichen Diskussion nicht die Rede sein kann. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung fragte in einem Kommentar, ob es wohl soweit komme, dass in Deutschland Mut dazugehöre, heterosexuell zu sein. Der Forschungsdirektor des Instituts für Theologie und Frieden in Hamburg, Gerhard Beestermöller, schrieb im Tagesspiegel: „Kann es sein, dass es in einer Gesellschaft, die sich selbst so gern für ihre grenzenlose Toleranz und Offenheit auf die Schulter klopf, großen Mutes bedarf, die Gleichwertigkeit von Homosexualität in Frage zu stellen.“ Ihm gehe es nicht darum, „die Gleichwertigkeit von Homosexualität zu bestreiten, wohl aber darum, das Recht zu verteidigen, diese Meinung vertreten zu dürfen“.



Im Zuge dieser Debatte haben sich nicht selten Befürworter wie Kritiker des Bildungsplans im Ton vergriffen. Es ist schon traurig, wenn ein Thema emotional

so stark aufgeladen wird, dass ein kritisiertes Landesminister bereits von Menschenverachtung spricht, wenn Andersdenkende das Grundrecht auf Meinungsfreiheit in Anspruch nehmen. Wohltuend sind Beiträge, in denen aus christlicher Perspektive pointiert Stellung bezogen und zugleich die Intention erkennbar wird, differenziert und mit Respekt für die andere Position zu argumentieren. Empfehlen möchte ich Ihnen hierzu ein Interview mit dem württembergischen Theologen und Journalisten Steffen Kern, das Sie auf unserer Webseite unter folgendem Link finden: bit.ly/mehrtoleranz. Und überhaupt: Zuweilen gewinnt man den Eindruck, als gebe es nur ein wichtiges Thema für unsere Gesellschaft.

Mit dieser Ausgabe der pro wollen wir Ihren Blick daher auf ein anderes, bislang kaum registriertes Thema lenken, durch das etliche Schüler zwischen Unterricht und Schulhof erheblich herausgefordert sind: Immer mehr Teenager machen Erfahrungen mit „Sexting“. Die Wortschöpfung setzt sich aus „Sex“ und „texting“ zusammen und beschreibt die digitale Verbreitung von Bildern des eigenen nackten Körpers. Nicht selten leiten Jugendliche diese heiklen Bilder an „Freunde“ weiter, sekunden-schnell, per Smartphone. Darüber hat unser Redakteur Norbert Schäfer mit Juristen, Psychologen und mit betroffenen Jugendlichen gesprochen. Pädagogische Empfehlungen gibt die sechsfache Mutter Ellen Nieswiodek-Martin in ihrem Kommentar.

Ich wünsche Ihnen eine gewinnbringende Lektüre dieser pro,

Christoph Irion

Ihr Christoph Irion



14



22

Inhalt	2
Meldungen	4
Impuls: Aber er hilft uns auch	20
Leserbriefe	33

MEDIEN

Titel: „Als wenn du nackt über den Schulhof läufst ...“	
Foto-Trend Sexting	6
Titel: Schau mich an!	
Ein Kommentar von Ellen Nieswiodek-Martin	10

PÄDAGOGIK

Gesucht: Eltern-Partner mit Kinderwunsch	
Von Eltern, die kein Paar sein wollen	12

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



Neuer religionspolitischer Sprecher der Grünen-Fraktion: Volker Beck



GESELLSCHAFT

„Ich bekomme regelmäßig Morddrohungen“
Interview mit Islam-Reformer Mouhanad Khorchide 14

Singles in der Gemeinde
Keine Unglücksvögel in der Wartezone 18

Mit Abraham nach Afrika
Wie Familie Sturz trotz allem Gottes Führung erlebt 22

Wenn Jugendliche Kirche gestalten
Chancen in Stadt und Land 26

Die Olympia-Seelsorger
Diese Theologen reisen mit nach Sotschi 28

„Jesus war kein Weichei“
Fußballtrainer Colin Bell spricht über seinen Glauben 30

POLITIK

Flucht in letzter Minute
Farid aus Afghanistan entkommt den Taliban 34

Wie christlich ist die Groko?
Ein Kommentar von Wolfram Weimer 37

„Ich entschuldige mich“
Volker Beck im pro-Interview 38

KULTUR

Gestorben und auferstanden
Die schrullige Kirche der Nadia Bolz-Weber 40

Glaube ade??
Wenn junge Menschen nicht mehr glauben 44

Musik, Bücher und mehr
Neuerscheinungen kurz rezensiert 46

IMPRESSUM



Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktionsleitung Stefanie Ramsperger | Redaktion Moritz Breckner,
Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anna Lutz, Norbert Schäfer,
Martina Schubert, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert, Dr. Johannes Weil,
Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |
IBAN DE7351390000040983201, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelreport (16 Seiten)
Titelfoto Wavebreakmedia Ltd, thinkstock

Weltverfolgungsindex: Gefahr durch islamistische Extremisten

Rund 100 Millionen Christen werden weltweit wegen ihres Glaubens verfolgt. Besonders kritisch ist die Situation in arabischen Ländern. Das geht aus dem Weltverfolgungsindex 2014 des Hilfswerks Open Doors hervor.

In Nordkorea ist die Bedrohung für Christen am größten. Der Besitz einer Bibel wird mit der Todesstrafe geahndet. Christen gelten in Nordkorea, das von Kim Jong Un regiert wird, als politische Feinde. Aus diesem Grund können die rund 300.000 Betroffenen ihren Glauben nur heimlich ausüben.

Der Weltverfolgungsindex 2014 listet unter anderen die zehn Länder auf, in denen die Verfolgung am stärksten ist. Nach Nordkorea folgen neun arabische Länder, in denen Christen unter islamischem Extremismus leiden, wie Somalia (Platz 2), gefolgt von Syrien, Irak, Afghanistan, Saudi-Arabien, Malediven, Pakistan, Iran und Jemen.

„Leider sehen wir derzeit kein Ende der länderübergreifenden Ausbreitung eines extremistischen Islam mit einer massiven Verfolgung und Vertreibung der christlichen Minderheit“, äußerte Markus Rode, Leiter von Open Doors Deutschland. Vor allem in arabischen Ländern, in denen die politische Zukunft des Landes unsicher sei, nutzten extremistische muslimische Organisationen die Situation aus, um Macht auszuüben. | ANNE KLOTZ



Nordkorea ist das Land, in dem Christen am stärksten verfolgt werden

Foto: Open Doors



Foto: WDR

Seit 1954 wird das Wort zum Sonntag in der ARD ausgestrahlt. Die evangelische Theologin Renate Kirsch war 1988 bis 1992 Sprecherin

„Geistliche Tageschau“ ist 60

3.100 Worte zum Sonntag in 60 Jahren, und nur einmal kam es zu einer Panne: Ausgerechnet am ersten Sendetermin am 1. Mai 1954 sorgte ein Kabelbruch für einen schwarzen Bildschirm. Seit dem 8. Mai jenes Jahres strahlt die ARD das Wort zum Sonntag jeden Samstagabend aus. Damit ist es neben der Tagesschau das älteste Format im deutschen Fernsehen. Ziel und Inhalt der Sendung sei es, dem Publikum das Wort Gottes in verständlicher Weise zu vermitteln, sagte Nikolaus Schneider, Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, bei der Geburtstagsfeier des Formats. Die Zuschauer sollten aufgefordert werden, innezuhalten und über Werte und Sinnfragen nachzudenken. Robert Zollitsch, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, bezeichnete die Sendung als „geistliche Tageschau“. So wie Nachrichten den Blick fürs Weltgeschehen schärften, schulte sie die Wahrnehmung von Gott. Es gehe dabei nicht darum, zu missionieren, sondern geistliche Impulse zu geben.

Zum Geburtstag bekommt die Sendung ein neues Design mit einem überarbeiteten Logo, neuem Vorspann und anderem Hintergrund. Am 2. Februar ging auf EinsPlus mit „Frei-Sprecher“ ein multimediales Jugendformat an den Start, das die Evangelische und die Katholische Kirche in Deutschland gemeinsam verantworten. Zum Jubiläum schreiben die Kirchen mit der ARD einen Online-Videowettbewerb „Dein Wort zum Sonntag“ aus. Bis zum 31. Mai können Einzelne und Gruppen Beiträge einreichen. | MARLEEN KORT

„Mehr Toleranz und **weniger Ideologie** wären hilfreich“

Die Landesregierung Baden-Württembergs will die „Akzeptanz sexueller Vielfalt“ in den Schulen fördern. Kritiker fürchten eine „ideologische Umerziehung“. pro hat mit dem württembergischen Pfarrer und Journalisten Steffen Kern darüber gesprochen.

pro: Wer kritisiert die Pläne der Landesregierung?

Steffen Kern: Die Kritik am Bildungsplan kommt aus der Mitte der Gesellschaft. Es ist nicht richtig und nicht angemessen, das einigen wenigen Fundamentalisten und Rechtsextremen zuzuschreiben. Extremistische Äußerungen kommen zwar vor und sind sehr bedauerlich. Aber sie sollten nicht den Blick dafür verstellen, dass es die gesellschaftliche Mitte ist, die es kritisch sieht.

Wie sollte Toleranz denn aussehen?

Toleranz bedeutet, dass ich jeden Menschen unabhängig von seiner politischen Meinung, sexuellen Orientierung, Herkunft, Hautfarbe und Religion achte und wertschätze. Das gilt natürlich auch gegenüber Menschen, die nicht heterosexuell sind. Aber Toleranz heißt nicht, jede Lebensform als gleichwertig und gleichermaßen normgebend zu akzeptieren. Als Christen sehen wir aus unserer biblisch-theologischen Tradition heraus, dass die Ehe zwischen Mann und Frau vorzüglich ist. Sie hat einen besonderen Wert und wird deshalb auch explizit im Grundgesetz geschützt.

Warum schlägt das Thema sexuelle Orientierung in der Öffentlichkeit oft so hohe Wellen?

Natürlich gibt es da Interessengruppen, die ihre Positionen hier vorantreiben. Und es ist auch ein Boulevardthema, weil es für gute Schlagzeilen sorgt. Das medial gemachte Interesse ist da höher, als wenn es um Alte und Kranke geht. Ich würde mir wünschen, dass mit Blick auf andere Minderheiten auch so lebhaft diskutiert würde.

| JONATHAN STEINERT

Lesen Sie das gesamte Interview auf pro-medienmagazin.de (bit.ly/mehrtoleranz)



Foto: Steffen Kern

Steffen Kern sagt: „Toleranz heißt nicht, jede Lebensform als gleichwertig und gleichermaßen normgebend zu akzeptieren.“

Biblische Figuren in der Hauptrolle

Hollywood ist auf den Geschmack gekommen: Um erfolgreiche Filme zu produzieren, bedient sich die Filmszene biblischer Personen. Füllten früher Superhelden wie Batman und Spiderman die Kinokassen, bekommen 2014 Noah, Mose und Maria die Hauptrollen. Noah, gespielt von Russell Crowe, soll ab April in den deutschen Kinos zu sehen sein. Batman-Darsteller Christian Bale mimt in Exodus den Mose – zunächst allerdings nur in den USA. Regie führt Ridley Scott. In dem Film geht es um den Auszug der Israeliten aus Ägypten. Ein Bibel-Blockbuster könnte auch die Produktion Mary werden, die vor Weihnachten 2014 in die US-Kinos kommt und die Geschichte von Maria und Josef thematisiert. Der Regisseur Kevin Reynolds plant einen Spielfilm, in dem ein skeptischer Zenturio von der Tatsache der Auferstehung Jesu („The Resurrection“) überzeugt wird. Die Verfilmung der biblischen Geschichte um die verfeindeten Brüder Kain und Abel hat im August 2013 vom Unternehmen Sony grünes Licht bekommen. Das Projekt trägt den Arbeitstitel The Redemption of Cain und könnte möglicherweise Will Smiths Regiedebüt werden. Auch ein Film über das Leben des Pontius Pilatus ist beschlossene Sache. | JOHANNES WEIL



Foto: vanessalua, flickr (CC BY 2.0)

Könnte sein Regiedebüt mit einem biblischen Film feiern: Will Smith

„Als
wenn du
nackt
über den
Schulhof
läufst ...“





Foto: Blaz Erzetic, thinkstock

„Das Nacktbild meiner Schulkameradin hatte dann irgendwann jeder an der Schule auf dem Handy. Alle haben getuschelt und gelacht. Wie peinlich“, berichtet die 14-jährige Mittelstufenschülerin Malia*. Begonnen hatte alles damit, dass ein Mädchen ein Nacktfoto von sich an einen Schulkameraden gesendet hatte. Dass der Junge das Bild an seine Freunde und Mitschüler weiterleiten würde, damit hatte sie allerdings nicht gerechnet. | **VON NORBERT SCHÄFER**

Minderjährige Mädchen, aber auch Jungs, gehen immer häufiger leichtsinnig mit ihrer Intimsphäre um. Sie fotografieren sich nackt mit dem Smartphone und versenden die Bilder dann per Nachrichtendienste wie MMS oder WhatsApp an Freunde. „Sexting“ heißt das. Die Zusammensetzung der Worte „sex“ und „texting“ bezeichnet das Versenden von erotischen oder intimen Nachrichten und Bildern über das Handy. Häufig gelangen die Bilder dann auch ins Internet und die Jugendlichen werden zum Gespött an der ganzen Schule.

Die 18 Jahre alte Schülerin Dina erzählt: „Wenn ein Junge ein Nacktfoto für sich behalten würde, wäre es ja nicht so schlimm. Aber viele machen das eben nicht. Ich habe schon mitbekommen, dass Jungen dann die Bilder von Mädchen in einer WhatsApp-Gruppe teilen. Das ist ekelhaft. Aber das hängt in einer Gruppe meistens zusammen: Einer fängt damit an und alle machen mit ...“

„Das Versenden von Nacktbildern gilt in vielen Beziehungen Jugendlicher als Liebesbeweis. Geht allerdings die Beziehung in die Brüche, kann aus dem Spaß ein mörderischer sozialer Druck entstehen“, sagt Christine Kruse-Schmidt. Sie ist Jugendkoordinatorin bei der Arbeitsgruppe gegen Gewalt an Schulen (AGGAS) der Polizeidirektion Lahn-Dill in Hessen. Hauptaufgabe der AGGAS ist es, Gewalt an Schulen zu bekämpfen, aber auch Schüler und Eltern über Gefahren und Straftaten im Zusammenhang mit neuen Medien aufzuklären.

„Nach gescheiterten Beziehungen landen die Bilder ‚der Ex‘ auf entsprechenden Webseiten für jedermann zugänglich im Internet – quasi als eine Form der Rache. Sind die Bilder erst einmal im Umlauf, ist es kaum möglich, die Verbreitung zu stoppen oder einzugrenzen“, berichtet Kruse-Schmidt.

Das prominenteste Opfer von Sexting ist die kanadische Schülerin Amanda Todd. Sie hatte in einem Chat vor der Webcam ihren Oberkörper vor einem Unbekannten entblößt. Später wurde sie mit den Nacktbildern erpresst und im Internet gemobbt. In einem YouTube-Video, das Millionen Internetnutzer angeklickt haben, berichtete das Mädchen von ihrer Leidensgeschichte, aus der sie keinen anderen Ausweg mehr sah, als sich das Leben zu nehmen.

Für die meisten Eltern sei Sexting jedoch ein Fremdwort, erklärt Kruse-Schmidt: „Viele Eltern setzen sich mit dem Umgang ihrer Kinder mit neuen Medien zu wenig auseinander. Mit einem Smartphone bekommen die Kinder eben nicht nur ein Handy, sondern auch eine Videokamera, einen Internetanschluss und eine Spielekonsole an die Hand. Alles in einem Gerät verpackt. Daheim auf dem Rechner installiert man unter Umständen noch

eine Sicherheitssoftware oder schaut mal nach, was die Kinder so machen, wenn sie online sind. Aber wer macht das denn beim Smartphone von Sohn oder Tochter? Die meisten Eltern wissen nicht einmal, nach was sie auf einem Smartphone überhaupt suchen müssten.“ Sexting sei ein riesiges Dunkelfeld. „Nur die Wenigsten reden offen darüber, weil es peinlich ist. Das gilt auch für Jungs und junge Männer, die Nacktfotos von sich versenden.“ Kruse-Schmidt berichtet von einem konkreten Fall: „Ein Junge hat Nacktbilder von sich an eine ‚gefakte‘ Internet-Freundin gesendet. Die Freundin war in Wirklichkeit ein anderer junger Mann, der sich als Mädchen ausgab und die große Liebe vorheuchelte. Auf sein Drängen hin schickte der Junge dann dem vermeintlichen Mädchen Nacktfotos, welche dann an andere Personen weiterverschickt wurden. Unter diesen Personen waren auch Bekannte des Opfers, was natürlich unendlich peinlich für den jungen Mann war. So peinlich, dass er sich nicht einmal seinen Eltern anvertraute.“ Die AGGAS informierte schließlich doch die Eltern, die einen Strafantrag stellten.

„Wenn ich in einer Schulklasse frage: ‚Wer von euch würde nackt über den Schulhof laufen?‘, ist die einhellige Antwort: ‚Sowas Dämliches würde ich nie tun. Wie peinlich.‘ Wenn ich dann sage: ‚Ja, aber Nacktbilder von euch versendet ihr‘, dann bekommen einige sprichwörtlich rote Ohren“, berichtet Kruse-Schmidt. „Wer von sich Nacktbilder weitergibt, macht nichts anderes, als nackt über den Schulhof zu laufen!“

Hauptsache Aufmerksamkeit

Dina berichtet: „Ganz viele Mädels lassen sich wegen der Nacktfotos unter Druck setzen. Ich kriege das in meinem Umfeld oft mit. Da braucht man ein richtig gutes Selbstbewusstsein, um nicht mitzumachen. Und muss dann auch mit den Konsequenzen leben: Gerade hat eine Freundin mit ihrem Freund Schluss gemacht, weil er immer wieder verlangt hat, dass sie ihm Nacktfotos schickt.“ Auch die 14-jährige Malia berichtet, dass Mädchen an ihrer Schule schon Bilder in Unterwäsche, manche sogar Nacktbilder von sich gemacht und dann an Jungs gesendet haben. „Die wollen sich halt Aufmerksamkeit verschaffen“, sagt Malia. „Viele haben schon richtige Ausschnitte, tragen High-Heels und Mini-Röcke.“

Was die Schülerinnen aus ihrer Lebenswirklichkeit berichten, war unlängst Gegenstand einer Wissenschaftsdokumentation mit dem Titel „Vom Strampler zu den Strapsen“, gesendet auf 3sat. Thematisiert wurde die zunehmende Sexualisierung bei Kindern und Jugendlichen. Die Sendung zeigte, wie sexuelle Attraktivität, befördert durch Werbung, Musikvideos, Internet und Fernsehen, bereits unter Kindern und Jugendlichen zum Maß aller Dinge wird. Dazu kommt, dass vor allem Jungs einer Flut pornografischer Inhalte, vor allem im Internet, ausgesetzt sind. Letztlich konkurrieren die Mädchen mit Pornodarstellerinnen, nur ein paar Klicks am Smartphone im Internet entfernt, um die Aufmerksamkeit der Jungs. Das Flirten der Schüler mit Zettelchen, die verstohlen unter der Schulbank hin und her gereicht werden, ist abgelöst durch das Versenden von freizügigen Bildern und Texten mit dem Smartphone.

Die Psychologin Tabea Freitag von Return – Fachstelle Mediensucht sieht Sexting als eine logische Folge davon, dass das Schamgefühl durch Pornografie und andere sexualisierte Medieninhalte zunehmend zerstört wird. Sie sagt: „Das Schamge-

fühl ist eine Art seelisches Immunsystem. Es markiert die Grenze zwischen vertraut und fremd, zwischen privat und öffentlich. Im Internet verschwimmen diese Grenzen. Man wähnt sich privat und ist doch öffentlich im World Wide Web. Wie das körperliche, so kann auch das seelische Immunsystem durch ein Zuviel an schädlichen Inhalten massiv geschädigt werden. Die Massen an verfügbarer Pornografie, die Jugendliche wie selbstverständlich konsumieren, zerstören nicht nur das natürliche Schamgefühl, sondern auch Respekt, Empathie und die Fähigkeit, zu lieben.“ Die Psychologin berichtet aus ihrem Arbeitsalltag: „Ich erlebe zunehmend, wie zerstörerisch diese narzisstische Anspruchshaltung in der Partnerschaft ist. Die Vorstellung der Verfügbarkeit von Sex als etwas, das ich konsumiere, ist in vielen jungen Beziehungen traurige Normalität geworden.“ Freitag hat eine weitere Erklärung dafür, warum sich Sexting so schnell verbreiten konnte: „Kinder und Jugendliche sind in den sozialen Netzwerken einer ständigen sozialen Bewertung ausgesetzt und an diesen Marktwertblick gewöhnt. Bewertungsfreie Räume werden rar. Und ‚Likes‘ bekommen Mädchen besonders, wenn sie möglichst viel nackte Haut zeigen.“

Fortschreitender Werteverlust

Nick ist 16 Jahre alt und besucht die Realschule: „Das ist normal, dass man solche Sachen aufs Handy bekommt. Ich lösche das einfach weg.“ Für ihn ist Sexting kein Thema. „Das würde ich nie machen. Und ich will so Bilder auch nicht haben.“ Allerdings, so vermutet Nick, hätten seine Eltern keine Ahnung davon, was an der Schule „so abgeht“. „Meine Klassenkameraden haben Nacktbilder auf dem Handy“, sagt Nick. Was die Jungs anscheinend nicht wissen: Nacktbilder zu versenden, kann nicht nur zu enormem sozialen Druck führen, es kann auch strafrechtliche Konsequenzen nach sich ziehen. Karin Eckhardt ist Jugendstaatsanwältin und arbeitet eng mit der AGGAS in Wetzlar zusammen. Gemeinsam wollen sie Eltern, Lehrer und Kinder für das Thema sensibilisieren. Die Staatsanwältin erklärt: „Wenn ein Jugendlicher etwa das Nacktbild seiner Ex-Freundin, das er einmal von ihr erhalten hat, im Internet veröffentlicht, ohne dass diese eingewilligt hat, macht er sich strafbar. Heikel wird es auf alle Fälle, wenn Inhalte mit pornografischen Inhalten aufgezeichnet oder verbreitet werden. Wer etwa ein Video besitzt oder versendet, das beispielsweise den Geschlechtsverkehr zwischen zwei Minderjährigen zeigt, erfüllt den Tatbestand des Besitzes oder der Verbreitung von kinderpornografischen Schriften. Das wird auch bei Jugendlichen ab dem 14. Lebensjahr strafrechtlich verfolgt und führt in der Regel zu einer Anklage, einer Hauptverhandlung und einer möglichen Verurteilung.“ Wer das erste Mal verurteilt wird, muss soziale Arbeitsstunden leisten. „Möglich ist aber auch ein Jugendarrest bis zu vier Wochen“, erklärt Eckhardt. Sie sieht einen Grund für den sorglosen Austausch der Nacktbilder der Jugendlichen untereinander im fortschreitenden Werteverlust und den sich ändernden Moralvorstellungen in der Gesellschaft. „Aus meiner Berufspraxis kann ich sagen, dass viele Jugendliche, die ich in den Gerichtsverhandlungen und Vernehmungen erlebe, keinen Respekt mehr haben. Weder vor der Polizei, dem Lehrer, noch dem Gericht. Auch bei Zeugen, die vor Gericht auftreten und aus allen sozialen Schichten stammen, ist das zu beobachten“, sagt sie.

„Intim“ ist eigentlich das Gegenteil von „öffentlich“. Woher rührt also plötzlich der voyeuristische und exhibitionistische Impuls bei den Jugendlichen? Nikolaus Franke ist Jugendreferent beim Weißen Kreuz. Sein Erklärungsversuch: „Vorbilder gibt es viele. Stars, die ‚aus Versehen‘ ihren Porno ins Internet stellen und danach plötzlich Karriere machen. Es genügt auch ein Blick in die Welt der Musikvideos, die vom sogenannten Porn Chic durchgezogen sind, wenn sich Sängerinnen im Lederoutfit an Stangen reiben oder im Mieder auf der Motorhaube ihrer Macker sitzen. Das schockiert nicht mehr, sondern ist Standard.“ All diese Botschaften verwischen die Trennung von Privat und Öffentlich, von Grenze und Grenzverletzung. Das verwirrt auch das Unrechtsbewusstsein, wenn man nach erotischen Bildern verlangt, Videos herstellt und sie Dritten zugänglich macht. Und das erschwert die therapeutische Aufarbeitung digitaler Übergriffe auf Seiten des Opfers und des Täters: „Die eigene Schuld ist anders verstrickt. Wenn unsere ganze Gesellschaft Körper darstellt und instrumentalisiert, ist es für einen Jugendlichen schwer nachvollziehbar, wenn er das kulturell Normale und Belohnte plötzlich in einem Bereich wiederfindet, der strafbewehrt ist“, sagt Franke.

Stabiles Wertegerüst hilft Kindern

Staatsanwältin Karin Eckhardt befürwortet ausdrücklich einen pädagogischen Ansatz beim Umgang mit dem Thema Sexting. „Ein stabiles und geordnetes Wertegerüst ist die beste Voraussetzung für Kinder, mit den Gefahren und Schwierigkeiten der neuen Medien umzugehen“, sagt die Juristin. „Das, was die Eltern vorleben, ist zwar keine Garantie, aber sicher der richtige Ansatz für einen guten Umgang der Kinder mit neuen Medien. Wichtig ist auch, dass Eltern einfach Zeit mit ihren Kindern verbringen. Die gemeinsam gelebte Zeit wird aus meiner Erfahrung immer seltener und daher umso wichtiger.“

Malia sagt: „Ich möchte das Sexting nicht, weil ich weiß, dass ich das nicht brauche, um einen guten Partner zu finden. Als Christin bin ich ohnehin der Meinung, dass Gott für mich einen jungen Mann hat, ohne dass ich mich bloßstellen muss. Ich würde mich schämen, wenn meine Eltern von mir ein solches Bild sehen würden.“ Sie kennt zwei Jungs aus ihrem Jugendkreis, die Probleme damit hatten: „Es war wie eine Sucht für die beiden. Durch die Bibel ist ihnen aber dann klar geworden, dass sie sich von Pornografie fernhalten sollen“, berichtet Malia. „Ich glaube, es war enorm hilfreich, dass sich die beiden an unseren Jugendleiter wenden konnten und dass sie so

ein gutes, vertrauensvolles Verhältnis hatten. Ich glaube nicht, dass sie sich zuerst an ihre Eltern gewandt hätten“, meint das Mädchen. „Mit den eigenen Eltern darüber zu reden, ist unangenehm, kann ich mir vorstellen.“

Kruse-Schmidt appelliert an die Erziehungsberechtigten: „Eltern müssen sich mit den neuen Medien auseinandersetzen. Sie müssen erst einmal selber fit werden, um dann mit den Kindern darüber sprechen zu können. Eltern sollten auch nicht alles reglementieren oder gar verteufeln. Die Kinder müssen lernen, mit den neuen Medien umzugehen. Idealerweise lernen sie es von ihrem Vater und ihrer Mutter.“

Staatsanwältin Eckhardt vertritt die Auffassung, dass Jugendliche generell erst ab dem 14. Lebensjahr Smartphones bekommen sollten. „Dieses Alter ist charakteristisch für den Übergang von der Kinderzeit zum Erwachsenwerden. In diesem Alter wird man beispielsweise strafmündig. Es steht die Konfirmation an. Das 14. Lebensjahr ist eine Art Meilenstein und signalisiert: Ab jetzt bist du für viele Dinge selbst verantwortlich“, sagt Eckhardt. „Für den Besitz von Smartphones sollten die Jugendlichen zumindest ein Bewusstsein dafür entwickeln, dass sie mit dem Gerät auch Verantwortung übernehmen. Auch dafür, ob sie tatsächlich einmal nackt über den Schulhof laufen möchten.“ ■

* Die Namen aller zitierter Jugendlicher wurden geändert. Die Personen sind der Redaktion bekannt.

Das Weiße Kreuz ist der Fachverband für Sexualethik und Seelsorge im diakonischen Werk der EKD. Betroffene können eine der 160 Beratungsstellen des Weißen Kreuzes im Bundesgebiet kontaktieren:

www.weisses-kreuz.de/wir-vor-ort. Auf Anfrage führt das Weiße Kreuz Workshops und Elternabende in Schulen durch. www.klicksafe.de vermittelt Internetnutzern kompetente und kritische Nutzung von Internet und Neuen Medien. Das Angebot richtet sich an Kinder und Jugendliche, Eltern und Lehrer. www.return-mediensucht.de von der Fachstelle Mediensucht informiert und hilft Menschen, die nach elektronischen Medien süchtig sind und aussteigen wollen.

„Fit for Love? Praxisbuch zur Prävention von Pornografiekonsum“ enthält Lehrmaterial für Schule und Jugendarbeit und vermittelt ein ganzheitliches Verständnis von Liebe und Sexualität. Das Buch wurde mit dem Gesundheitspreis 2013 der Barmer GEK ausgezeichnet. Info und Bestellung bei Return – Fachstelle Mediensucht: www.fit-for-love.org

Anzeigen

Für alle Abspieler.
pro-mediennmagazin.de/provideo

pro VIDEO

Israel-Studienreise für Ärzte und medizinisches Personal

21. bis 29. September 2014
Workshop: Klimaheiltherapie am Toten Meer

32 Punkte für Ärztliches Fortbildungsdiplom
Auskunft: Dr. Hummel, Kreiskrankenhaus Schleiz
Telefon (03663) 467 22 02
E-Mail s.hummel@hospital-schleiz.de

Schau mich an!

Ein Kommentar von Ellen Nieswiodek-Martin

Schau mal Mama, was ich kann.“ Für kleine Kinder ist es wichtig, gesehen zu werden. Sie wollen, dass die Eltern sie anschauen und dass ihre Fortschritte gewürdigt werden: „Schau mal Papa, was ich gebastelt habe.“ Im Zweifelsfall fordern sie die Aufmerksamkeit der Eltern durch dauerhaftes Quengeln ein.

Bei Mädchen schlägt das wenige Jahre später um. „Schau mal, wie schön ich bin“, strahlt dann die als Prinzessin verkleidete Vierjährige ihren Papa an. Bestätigt der Vater, wie hübsch sie aussieht, ist ihre kleine Welt in Ordnung.

Geht es auf die Pubertät zu, suchen Mädchen – und auch Jungen – fast noch mehr Bestätigung. Sie wollen wissen, wie sie ankommen, ob sie begehrenswert sind, wie ihre Chancen beim anderen Geschlecht sind. Das war zu allen Zeiten so. Allerdings hat in dieser Phase das Urteil der Clique, der Peergroup, meist ein höheres Gewicht als die Meinung der Eltern.

Erwachsenenfreie Zone

Bei einer Generation, die 80 bis 90 Prozent ihrer Freundschaften über Medien pflegt, war es vorhersehbar, dass sich dieser Prozess auf digitale Wege verlagert. Die WhatsApp-Nachricht oder die Gruppe bei Facebook sind erwachsenenfreie Zonen. Dort fühlen sich Jugendliche unbeobachtet. Dort testen sie ihre Wirkung, probieren aus, wie weit sie gehen können.

Die Methoden, aber auch die Geschwindigkeit der Annäherung haben sich geändert. Gingen früher noch Zettelchen zwischen Jungen und Mädchen hin und her, sind es heute Textnachrichten per Smartphone oder Chatfunktion. Und Sexualität hat einen anderen Stellenwert bekommen: Fragte ein Junge früher: „Darf ich mit dir gehen?“, heißt es heute viel schneller: „Willst du mit mir Sex haben?“

Die Frage: „Schickst du mir ein Foto?“, kommt meistens von jungen Männern. Hormongesteuert in der turbulenten Phase der Pubertät haben Frauenkörper für sie eine große Anziehungskraft. Im Internet muss man nicht lange klicken, um erotische Bilder zu finden. Aber dabei bleiben sie nicht stehen. Sie wollen wissen, wie die Mädchen, die sie kennen, aussehen. Manchmal tun sie dies sehr fordernd, meinen, das gehöre heute dazu.

Den ganzen Tag allein

Als junge Frau auf diese Frage „Nein“ zu sagen, den Erwartungen nicht zu entsprechen, dazu gehört ein gesundes Selbstwertgefühl. Ein Bewusstsein des eigenen Wertes, der eigenen Wertvorstellungen.

Wo lernen junge Menschen, nein zu sagen? Wie lernen sie, genau hinzuspüren, was sie wirklich suchen, was ihnen gut tut?

Lebenskompetenz entsteht durch Vorbilder und zum großen Teil durch eigene Erfahrungen. Dieses Prinzip lässt sich auf den Umgang mit Nacktfotos im Netz nicht anwenden.

Zu groß ist der Schaden, zu stark geschädigt der Ruf einer jungen Frau oder eines jungen Mannes, um bei dem Thema zu sagen: Lasst sie doch ihre eigenen Erfahrungen machen. Dieses Motto früherer Elterngenerationen taugt nicht zum Umgang mit digitalen Medien.

Deshalb brauchen Heranwachsende erfahrene Begleiter in ihrem Leben, von denen sie den Umgang mit solchen Themen abschauen können. Menschen, bei denen sie wissen, dass sie angenommen und geliebt sind, auch wenn sie Fehler machen.

Leider verschwinden zu viele Eltern zu früh aus dem Alltag ihrer heranwachsenden Kinder. Während sie Kleinkinder oft überbehüten, überlassen viele schon 12-Jährige sich selbst – im realen Leben und auch im Umgang mit Medien. Väter und Mütter verschwinden in Büros, vor Bildschirmen und zu Dienstreisen. Das hat auch eine politische Komponente: Wenn wir in Deutschland über Vereinbarkeit von Erziehung und Beruf diskutieren, geht es regelmäßig nur um die Betreuung der Klein- und Vorschulkinder. Ab dem Schulalter kommen Kinder in dieser Diskussion nicht mehr



vor. Dabei sind sie längst nicht alt genug, um in unserer komplexen Gesellschaft allein zurechtzukommen. Aber das ist ein anderes Thema.

Fakt ist, dass Kinder ihre Eltern brauchen – in jedem Alter. Konkrete Bedürfnisse ändern sich, aber die Begleitung der Eltern und der Wunsch, gesehen zu werden, bleiben wichtig. Ich behaupte: Wesentlich wichtiger, als sie zugeben würden. Ich höre von vielen Jugendlichen, dass ihre Eltern keine Zeit haben, schon morgens das Haus verlassen haben, wenn die Kinder aufstehen. Dass die Jugendlichen den ganzen Tag allein sind.

Von Eltern höre ich dagegen: „Von Facebook und dem Kram verstehe ich nichts. Das interessiert mich auch nicht.“ Eltern klinken sich aus: Weil sie sich mit der technischen Komponente nicht beschäftigen wollen. Weil sie nicht nachvollziehen können, was daran toll sein soll, dass man sich ständig Kurznachrichten hin und her schickt. Damit überlassen sie die Jugendlichen den Medien. Und den Vorbildern, die sie dort finden. Damit sind Jugendliche überfordert. Klar, sie können ja aus ihren eigenen Erfahrungen lernen. Aber das kann sehr böse enden.

Grenzen sind Schutz, nicht Schikane

Sobald ein Kind ins Internet geht oder ein internetfähiges Handy bekommt, sollten Eltern ihm erklären, welche Gefahren es gibt, wie der richtige Umgang mit Daten und Fotos aussieht. Zusätzlich können Jugendschutzprogramme eine Hilfe sein. Die gibt es inzwischen auch für Smartphones. Trotzdem: Frage nur ich mich, welche Gründe dafür sprechen, bereits einem Viert-

klässler ein Smartphone in die Hand zu drücken? Würde ein normales Handy nicht genügen?

Eltern dürfen, sie sollten sogar zu manchen Dingen nein sagen. Grenzen engen nicht nur ein, sie schützen auch. Sie schützen vor den Folgen naiven Verhaltens, vor Versuchungen und Gefahren, die ein Teenager oft nicht richtig einschätzen kann. Allerdings kommt es auf den Ton und den Stil an: Bei einem Grundschulkind genügt ein klares Nein und möglicherweise eine kurze Begründung. Gegenüber einem Teenager braucht es schon konkrete Erklärungen – dafür benötigen Eltern Hintergrundwissen und Energie. Aber das lohnt sich: Wenn wir Eltern unsere Haltung begründen und dazu stehen, können junge Menschen damit umgehen. Auch wenn sie manchmal meckern.

Vor einiger Zeit diskutierte ich mit Neuntklässlern darüber, wie sie es finden, wenn Eltern Grenzen setzen. „Manchmal nervt es mich, im Nachhinein bin ich dann doch froh“, sagte ein Junge. Die meisten Klassenkameraden stimmten zu. Ein Mädchen ergänzte: „Dass die Eltern sich kümmern, zeigt mir, dass ich denen wichtig bin, dass sie mich lieb haben.“

Übrigens waren alle der 15- bis 16-Jährigen der Ansicht, ihre Eltern würden den jüngeren Geschwistern beim Medienkonsum viel zu viel erlauben!

Nehmen Sie Ihr Kind ernst!

Wie kann man bei dem heiklen Thema Sexting vorgehen? Fragen Sie nach! Ich habe meine 17-jährige Tochter angesprochen, ob sie schon einmal etwas von Sexting in der Schule mitbekommen hat. Ihre Antwort hatte ich so nicht erwartet: „Ja klar. Das läuft im Moment überall. Ganz viele Mädels lassen sich wegen der Nacktfotos unter Druck setzen.“ Es wurde ein sehr langes Gespräch. Junge Menschen wollen erzählen. Sie suchen Beziehungen. Und sie akzeptieren Eltern, die sinnvolle Grenzen setzen – aus Sorge. Auch ein Gespräch mit den Jungen ist angebracht. Mehr denn je brauchen sie Orientierung und Unterstützung, wie sie mit dem Verhalten der Clique und dem Druck, wenn sie nicht mitmachen wollen, umgehen können. Hören Sie Ihrem Sohn zu, aber seien Sie behutsam mit vorschnellen Kommentaren. Nicht alle Jungen wollen Nacktbilder sehen, das muss auch mal gesagt sein.

Selbstbewusstsein und mutiges Vertreten der eigenen Meinung fällt manches Mal auch uns Erwachsenen schwer. Wer ein Kind dazu ermutigen will, sich dem Gruppendruck nicht zu beugen und zu seiner Meinung zu stehen, erreicht dies am besten, indem er schon früh dessen Selbstbewusstsein und Selbstwahrnehmung stärkt. Das fördern Eltern durch Interesse, Anerkennung und echte Aufmerksamkeit für das Kind. Nehmen Sie Ihr Kind ernst. Hören Sie ihm zu. Fördern Sie seine Interessen. Und: Schauen Sie Ihre Tochter und Ihren Sohn mit liebevollen Augen an! ■



Foto: OSTILL, thinkstock

Ellen Nieswiodek-Martin ist Redaktionsleiterin des Frauenmagazins Lydia und hat sechs, teils erwachsene Kinder. Sie hat zwei Ratgeber zum Thema Medienerziehung geschrieben.

Gesucht: Eltern-Partner mit Kinderwunsch

Kinder und Familie ohne Sex und Ehe – dieser Lebensentwurf wird in den USA immer populärer. Immer mehr Online-Plattformen für die Suche nach einem Eltern-Partner gehen an den Start. Liebe spielt zwischen den sogenannten Co-Eltern keine Rolle, ihre Beziehung ist rein platonisch. Auch hierzulande tun sich Menschen, die kein Paar sind, zusammen, um Kinder großzuziehen. | VON JONATHAN STEINERT



Kinder ja, Beziehung nein: Co-Eltern tun sich zusammen, um ihren Kinderwunsch zu erfüllen. Ein Paar wollen sie nicht sein

Hallo, ich bin alleinstehend, 39 Jahre alt und möchte gerne Mutter werden. Ich suche einen Vater für das Kind, der auf freundschaftlicher Basis bereit ist, sich auf das Ganze einzulassen, und Freude daran hat, das Kind beim Großwerden zu begleiten.“ Solche und ähnliche Inserate stehen auf der Online-Plattform Co-Eltern.de. Wer hier angemeldet ist, sucht nicht nach der Liebe fürs Leben, wie es in Singlebörsen der Fall ist. Die Nutzer dieses Portals möchten ihren Kinderwunsch erfüllen und suchen nach einem passenden Zeugungs- und Erziehungs-Partner. Dabei entstehen sogenannte Co-Elternschaften in verschiedensten Konstellationen – beispielsweise zwischen hetero- oder homosexuellen Singles, die als Eltern in einer Art Wohngemeinschaft mit separaten Schlafzimmern oder auch in getrennten Wohnungen leben, Eltern-Partnerschaften zwischen zwei homosexuellen Paaren oder eine Familie mit Mutter, mehreren Co-Vätern und Lebensgefährten. In diesen Familien geht es nicht um eine dauerhafte Liebesbeziehung zwischen Vater und Mutter, aus welcher Kinder entstehen. Die Eltern sind befreundet und finden sich zum Zweck des Kinderbekommens und -erziehens zusammen. Sexuelle und Liebesbeziehungen außerhalb dieser Eltern-Partnerschaft sind kein Problem, da Vater und Mutter kein Paar sind.

Der Begriff Co-Parenting beschreibt in der Wissenschaft, wie zwei erwachsene Menschen ihre jeweiligen Rollen als Elternteile koordinieren und Aufgaben aufteilen. Wer passt zum Beispiel wann und wie lang auf die Kinder auf? Co-Parenting meint auch, dass getrennte oder geschiedene Eltern weiterhin gemeinsam Verantwortung für ihre Kinder übernehmen, sodass diese eine Beziehung zu Vater und Mutter behalten. Die selbst gewählte Co-Eltern-Familie ist eine ähnliche Konstellation wie diese, nur dass sich hier die Eltern nicht getrennt haben, sondern nie zusammen waren. Es gibt keine genauen Daten dazu, wie viele Menschen Co-Eltern



Fotos: imagedb, fotolia

sind, was ihre Hintergründe sind und wie sie das Familienleben gestalten.

Das Modell orientiert sich an der klassischen Familie und unterscheidet sich davon hauptsächlich im Verhältnis der Eltern zueinander. Für das Kind habe die Elternbeziehung eine große Bedeutung, da sie das erste prägende Modell für Partnerschaft sei, sagt der Pädagoge Burghard Behncke gegenüber pro. Was Kinder in ihrer Herkunftsfamilie erleben, würden sie auch in die nächste Generation übertragen. Eine Ehe der Eltern habe eine andere Qualität als eine Freundschaft. „Diese Qualität wird dem Kind vorenthalten.“ Es sei wahrscheinlich, dass Kinder von Co-Eltern auch eher eine solche Lebensform wählen und keine Ehe einge-

hen. Noch leben drei von vier Kindern unter achtzehn Jahren bei verheirateten Eltern. Aber die Zahl nichtehelicher Lebensgemeinschaften nimmt zu.

„Traditionelle Familie ist ideal“

Wie die Familiensoziologin Rosemarie Nave-Herz beobachtet, entscheiden sich Paare dann für Kinder, wenn sie meinen, der Verantwortung im Hinblick auf ökonomische Sicherheit, Zeit und psychische Zuwendung gerecht werden zu können. Dann heiraten sie auch – allerdings immer später: Frauen mit durchschnittlich 30,5 Jahren, Männer mit gut 33 Jahren. Im Durchschnitt bekommt jede Frau 1,36 Kinder. Fragt man nach dem Kinderwunsch, so wären dies etwa 1,7 Kinder. Das Berliner Wissenschaftszentrum für Sozialforschung hat junge Erwachsene danach befragt, welche Lebensbereiche ihnen wichtig sind. Für über 80 Prozent von ihnen gehört eine eigene Familie dazu. Bei einer Befragung

von 25- bis 45-jährigen kinderlosen Männern und Frauen, die das Meinungsforschungsinstitut Forsa für die Zeitschrift Eltern durchführte, gaben zwei von drei Befragten an, sich Kinder zu wünschen. Dass sie keine haben, hat der Studie zufolge verschiedene Gründe. Entweder es fehlt der passende Partner oder es hat mit Nachwuchs nicht geklappt. Das sagen vor allem die über 35-Jährigen. Bei Jüngeren liegt es in erster Linie an der finanziellen und beruflichen Situation.

Als die Amerikanerin Heidi Sadowsky 41 Jahre alt wurde und noch keine Kinder hatte, zog sie eine anonyme Samenspende in Erwägung, erzählt sie in der NBC-Sendung Today. Doch sie wollte, dass ihre Kinder zwei Eltern haben und diese auch kennen. So fragte sie ihren schwulen Freund David, den sie schon seit über zwanzig Jahren kannte, ob er sich eine Eltern-Partnerschaft mit ihr vorstellen könnte. Nun sind sie die leiblichen Eltern eines Sohnes, teilen sich die Erziehungsaufgaben, aber leben nicht zusammen. „Wir haben eine liebevolle

Beziehung zueinander, aber keine romantische“, sagt sie. Sadowsky ist bei Family-ByDesign.com Beraterin für Co-Elternschaft. Dieses Portal für die Suche nach Eltern-Partnern gibt es seit Oktober 2012. Juristen, Mediziner und erprobte Co-Eltern geben Tipps, wie man seinen Partner am besten findet, worauf es bei einer Co-Elternschaft zu achten gilt und welche Zeugungsmethode geeignet ist – im Reagenzglas, mit Spritze und Becher oder auf natürlichem Wege mit „Baby-Sex“.

„Wir glauben, dass eine traditionelle Familie eine ideale Familienstruktur ist. Wenn jeder Erwachsene das Glück hätte, den Partner fürs Leben zu finden und eine Familie innerhalb dieser Beziehung zu gründen, wären wir begeistert. Wir stellen jedoch fest, dass sich unsere Gesellschaft permanent in einer Weise verändert, die das womöglich unwahrscheinlich macht“, heißt es auf der Seite von Family by Design. Ist diese Bestandsaufnahme auch zweifellos richtig, bleibt es fraglich, ob das Geschäftsmodell der Firma eine echte Lösung für das Problem bietet. ■

Die Ego-Familie

Ein Kommentar von Jonathan Steinert

Was ist gut für Kinder? Co-Eltern scheinen sich dabei recht sicher zu sein. Männer und Frauen mit Kinderwunsch, heterosexuelle wie homosexuelle, verpartnern sich für eine gemeinsame Elternschaft, aber darüber hinaus läuft zwischen ihnen nichts. Sie sind kein Liebespaar, sondern platonische Freunde. Das sei das Beste für das Kind, zumindest besser als eine anonyme Samenspende oder Leihmutter. Denn beim Co-Parenting wisse das Kind immerhin, wer seine Eltern sind, und wachse mit ihnen auf. Das Kind stehe ganz im Mittelpunkt einer solchen Beziehung, da sich die Eltern das Kind ja wünschen. Aber genau das ist der kritische Punkt: Das Kind ist das Produkt eines Bedürfnisses, das zwei Erwachsene unabhängig voneinander haben. Es ist nicht das Resultat von Liebe zwischen zwei Menschen, die ihr Leben dauerhaft miteinander teilen und Zukunft gestalten möchten.

„Bin ich als der Mensch erwünscht, der ich bin, oder nur, weil ich dem Glück meiner Eltern diene?“, muss sich das Kind fragen. Wenn zu den Co-Eltern, die vielleicht nicht einmal im selben Haushalt leben, noch wechselnde Lebensgefährten und Co-Eltern von Halb-Geschwistern dazukommen, ist die Konfusion perfekt: Wo gehört das Kind hin? Wer ist noch Teil der Familie? Ganz abgesehen von juristischen Fragen der Fürsorgepflicht und des Sorgerechts. Wie soll ein Kind in solchen Konstellationen tragfähige Vertrauensbeziehungen aufbauen? Wenn sich die Eltern nicht lieben und keine Paarbeziehung haben, kann das Kind auch schwerer lernen, was Partnerschaft

bedeutet, was es heißt, sich dauerhaft einem anderen Menschen anzuvertrauen und Bindungen einzugehen.

Eine Co-Parenting-Familie sieht so ähnlich aus wie eine Scheidungsfamilie – nur dass die Eltern eine Partnerschaft gar nicht erst versucht haben. Wer eine Familie von vornherein auf einer getrennten Elternbeziehung aufbaut, muss sich den Vorwurf der Lieblosigkeit gefallen lassen. Denn es ist auch ein Zeichen der Liebe gegenüber dem Kind, dass sich die Eltern gegenseitig lieben und verbindlich zueinander stehen – in guten wie in schlechten Tagen. Es gibt Gründe dafür, dass Ehen und Partnerschaften scheitern, aber das ist etwas anderes, als von vornherein ohne diese verbindliche Beziehung zu planen. Wenn das Verhältnis der Eltern keine auf Dauer angelegte Paarbeziehung ist, kann diese Familie auch keine langfristige Stabilität gewährleisten, die über mehrere Generationen hinweg reicht. Beziehungen werden in der kleinsten gesellschaftlichen Zelle beliebig. Die Familie wird so zu einem Spielplatz der individuellen Lebensentwürfe, frei nach dem Motto: Nach mir die Sintflut. Oder die große Verwirrung. Das zerbröseln die gesamte Gesellschaft. Denn wie Menschen das Zusammenleben in der Familie erleben, prägt sie auch für das Zusammenleben außerhalb davon.

Es ist schön, wenn Erwachsene Kinder bekommen möchten. Und es ist traurig, dass viele keine bekommen können. Aber Kinder zu bekommen, um die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen ohne deren Bedürfnisse berücksichtigen zu wollen, ist egoistisch. ■

„Ich bekomme regelmäßig **Morddrohungen**“

Für die einen ist er der langersehnte Reformator des Islam, für die anderen nicht mehr als ein Störenfried: Mouhanad Khorchide ist Professor für Islamische Religionspädagogik an der Universität in Münster und ist für seine liberalen Ansichten bekannt. Mit pro sprach er über die Wut der Islam-Verbände auf ihn, Morddrohungen durch Salafisten und seine Theologie der Barmherzigkeit. | DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ



Foto: pro

pro: Herr Khorchide, sind Sie der Martin Luther des Islam?

Mouhanad Khorchide: Ich habe ein Problem damit, historisch völlig unterschiedliche Dinge in andere Kontexte zu übertragen. Luther hat sich gegen die Institution Kirche aufgelehnt, gegen etwas also, was es bei uns gar nicht gibt. Unser Problem ist eher, dass die Politik einen starken Einfluss auf den Islam hatte – und zum Teil bis heute hat.

Der FAZ sagten Sie einmal: „Viele verstehen den Islam immer noch als eine Gesetzesreligion, in der es vor allem darum geht, zwischen Erlaubtem und Verbotenem zu unterscheiden ... Doch das Wichtigste an unserer Religion ist, dass Gott die Menschen liebt.“ Sie rufen Muslime außerdem dazu auf, nicht blind auf islamische Obrigkeiten und Lehrer zu vertrauen, sondern selbst zu entdecken, was im Koran steht. Das klingt schon sehr lutherisch ...



Mouhanad Khorchide wurde 1971 in Beirut geboren, ist in Saudi-Arabien aufgewachsen und hat Islamische Theologie und Soziologie in Beirut und Wien studiert. In Österreich hat er unter anderem als Imam gearbeitet und promovierte mit einer vielbeachteten Studie über islamische Religionslehrer. Seit 2010 lehrt er Islamische Religionspädagogik in Münster. Er hat unter anderem die Bücher „Islam ist Barmherzigkeit“ und „Scharia – der missverstandene Gott“ verfasst

Ich glaube, diese Überzeugungen haben weniger mit Luther als mit dem gesunden Menschenverstand zu tun. Es ist ein aufklärerischer Wert nach Kant, sich nicht bevormunden zu lassen und den eigenen Verstand, auf den auch der Koran mehrfach hinweist, zu benutzen. Jede Religion, auch der Islam, braucht eine ständige Erneuerung ihres Verständnisses. Und ich möchte meinen Teil dazu beitragen.

Sie sagen, der Koran sei ein Liebesbrief Gottes an die Menschen, die Beziehung zwischen Gott und Mensch eine Liebesbeziehung. Das klingt ja fast nach christlicher Theologie. Was unterscheidet Christentum und Islam Ihrer Meinung nach?

Es gibt ein stärkeres Gefälle zwischen Gott und Mensch im Islam. Deshalb ist uns auch die Idee der Trinität fremd. Wir Muslime gehen davon aus, dass Gott sich durch Schriften und Propheten mitteilt, aber nicht dadurch, dass er Mensch wurde.

Für Sie ist die althergebrachte islamische Theologie ein Unterdrückungsinstrument. Haben Sie das in Ihrer Kindheit in Saudi-Arabien so erlebt?

Ich würde nicht sagen DIE althergebrachte Theologie. Aber der derzeitige Mainstream geht von einem restriktiven Gottesbild aus. Unser heutiges Verständnis des Islam beschränkt sich größtenteils auf eine juristische Beziehung zu Gott: Was erlaubt er uns, was verbietet er uns, wie halten wir uns an diese Regeln und was geschieht, wenn wir das nicht tun? So habe ich das in Saudi-Arabien, aber auch während des Studiums im Libanon erlebt. Ich sage: Religiös begründete Gebote und Verbote sind wichtig, der Koran definiert allerdings unsere Beziehung zu Gott keineswegs als eine juristische. Wenn Frauen in Saudi-Arabien heute nicht Auto fahren dürfen, kann das keine koranische Norm sein, denn als dieser offenbart wurde, gab es noch keine Autos. Folglich ist dieses Verbot eine Interpretation. Und die Gelehrten können sich irren. Als ich noch in Saudi-Arabien war, war Fotografieren streng verboten. Man wollte nicht, dass Fotos von Menschen oder Tieren aufgehängt werden, weil diese dann als Götzen angebetet werden könnten. Heute fordert das niemand mehr. Daraus folgt: Wir sollten unsere Beziehung zu Gott nicht von Regeln abhängig machen, die Gelehrte aufstellen – denn morgen können sie es anders sehen. Ich erinnere mich daran, wie ich während der Pilgerfahrt einen eineinhalbstündigen Vortrag darüber hören musste, wie ein Moslem die Hände beim Gebet korrekt übereinanderlegt – dabei, auch wenn die Form wichtig ist, schaut Gott im Gebet doch nicht auf meine Hände. Es geht ihm ums Herz und um den Dialog mit ihm.

Der Weltverfolgungsindex der Organisation Open Doors misst, in welchen Ländern Christen am stärksten verfolgt werden. Neun der ersten zehn sind muslimisch geprägt. Wie erklären Sie sich das?

Die meisten islamischen Theologen gehen davon aus, dass nur die Muslime nach ihrem Tod in Gottes Gemeinschaft, also in die ewige Glückseligkeit kommen. Der Koran spricht jedoch eine andere Sprache; Er verspricht auch Juden, Christen und Angehörigen anderer Weltanschauungen die ewige Glückseligkeit, so zum Beispiel in der zweiten Sure, Vers 62. Problematisch ist auch, wenn manche davon ausgehen, Muslime seien schon auf der Erde besser gestellt als andere Gläubige. Es fehlt dann der notwendige Respekt vor anderen Glaubensrichtungen. Das Andere – übrigens auch das muslimisch An-

dere – wird oft abgelehnt, da fehlt es an einem Bewusstsein für die Anerkennung der Vielfalt. Würde ich in einem islamischen Land leben, würde ich womöglich wegen der einen oder anderen Ansicht ebenfalls verfolgt werden. Selbst manche Positionen der muslimischen Verbände in Deutschland würden in Saudi Arabien als unislamisch gesehen werden.

Sie plädieren für eine historisch-kritische Lesart des Islam. Wie lässt sich eine barmherzige Theologie angesichts bestimmter Suren konstruieren, die offen zur Feindschaft mit Christen und Juden oder gar zur Gewalt aufrufen, etwa Sure 5, Vers 51: „Oh ihr, die ihr glaubt, nehmt euch nicht die Juden und Christen zu Freunden“ oder Sure 2, Vers 191, wo es um die Ungläubigen geht: „Und erschlagt sie, wo immer ihr auf sie stoßt.“

Solche Stellen finden Sie im Alten Testament ja auch. Wir müssen sie in den historischen Kontext setzen, um zu verstehen, worum es damals ging. Die Muslime befanden sich in einer Kriegssituation. Sie waren jahrelang in Mekka unterdrückt und verfolgt worden. In diesem Zusammenhang wurden diese Verse verkündet. Wir müssen das Historische vom Theologischen trennen. Das ist mein hermeneutischer Schlüssel für den Koran. Wenn es da heißt: „Wir haben den Kindern Adams Würde verliehen“, dann ist das eine allgemeingültige überzeitliche Aussage. Aber dann, wenn der Koran ein bestimmtes gesellschaftliches Ereignis anspricht, müssen wir den Kontext einbeziehen.

Bei einer Veranstaltung in Berlin sagten Sie jüngst, die Muslime brauchten Deutschland, um sich zu reformieren, in ihren Heimatländern werde es ihnen nicht gestattet. Was blüht einem wie Ihnen in Kairo, Riad oder Teheran?

Dem geht es wahrscheinlich schlecht. Man wird verbannt, im schlimmsten Fall umgebracht. Ich bin sehr dankbar, dass es in Deutschland eine islamische Theologie gibt. Ich wünsche mir aber auch, dass wir hierzulande nicht die Fehler wiederholen, die wir in unseren Heimatländern gemacht haben: Politik mit Religion zu vermischen.

Damit sprechen Sie die Rolle der Islam-Verbände an. Der Dittib zum Beispiel wird immer wieder vorgeworfen, sie sei vor allem eine Vertretung türkischer Politik in Deutschland statt einer religiösen Instanz. Die Verbände fordern derzeit Ihre Absetzung, weil Ihre Theologie der Barmherzigkeit dem Koran widerspreche. Bremsen die Verbände auch hierzulande die Weiterentwicklung islamischer Theologie?

Ich glaube nicht, dass sie per se Reformen hemmen. Aber sie sehen sich zu sehr in einer politischen Rolle. Der Islam kennt keine der Kirche ähnliche Institution. Wir Muslime sind Gott gegenüber Rechenschaft schuldig. Als muslimischer Theologe orientiere ich mich an den Quellen der islamischen Lehre und wende anerkannte theologische Methoden an, um den Islam auszulegen. Ein Wissenschaftler sucht nicht nach Wählerschaft. Er orientiert sich nicht an dem, was die Masse hören will und erzählt ihr das, sondern versucht, die Augen der Masse auf Dinge zu richten, die sie vielleicht vorher noch nicht so gesehen hat. Ein Wissenschaftler will eine Perspektive geben. Neue Wege aufzeigen, um gemeinsam den Weg zu Gott zu bestreiten. Der Glaube ist nicht verhandelbar, man kann keine Kompromisse eingehen, nur um zu gefallen. Das macht mich vielleicht bei dem einen oder anderen unbeliebt.

Der Koordinationsrat der Muslime, in dem die vier größten Islam-Verbände zusammengeschlossen sind, entscheidet in Münster mit, wer islamische Religionslehrer ausbilden darf. Sollen die Verbände überhaupt mitbestimmen, wer an einer Universität forschen darf und wer nicht?

Sie sollten so viel Einfluss haben, wie das Grundgesetz es vorsieht. Mein Vorgänger Sven Kalisch hat behauptet, es habe Mohammed wahrscheinlich nicht wirklich gegeben. Ich verstehe gut, dass die Verbände da sagen: Das geht nicht. Wie bei den Kirchen auch obliegt es ihnen, zu überwachen, ob bei der Ausbildung von Religionslehrern Glaubensgrundsätze eingehalten werden. Wenn es aber zum Beispiel um die Frage geht, ob die Hölle wortwörtlich oder metaphorisch zu verstehen ist, dann ist das eine Interpretationssache und keine Grundsatzfrage. Wie Theologen wissenschaftlich arbeiten und ihre Religionen auslegen, muss ihnen überlassen sein, das gehört zum Grundsatz der Freiheit der Wissenschaft, da haben die Kirchen und Religionsgemeinden sich nicht einzumischen.

Was die Islam-Verbände Ihnen unterstellen, geht viel weiter: Sie bescheinigen Ihnen in einem Gutachten Unfähigkeit und bemängeln Ihre wissenschaftliche Methodik.

Sehen Sie! Das ist aber nicht Aufgabe einer religiösen Instanz, sondern meiner Universität. Stattdessen müssten die Verbände mir belegen, dass ich gegen Glaubensgrundsätze verstoße – was ich nicht tue.

Ihr Vorgänger Sven Kalisch erhielt Morddrohungen, auch Sie wurden von Salafisten bereits als Scharlatan bezeichnet. Haben Sie manchmal Angst?

Ich bekomme regelmäßig Morddrohungen, auch Schimpf-E-Mails gehören inzwischen dazu. Wenn das der Preis dafür sein muss, dass ich meine Arbeit gewissenhaft ausübe, dann ist es eben so. Ich würde die Suche nach der Wahrheit deshalb nicht aufgeben. Dann könnte ich morgens nicht mehr in den Spiegel schauen. Mich entschädigen die E-Mails von den Menschen, die schreiben, sie hätten durch meine Arbeit einen neuen Zugang zum Glauben gefunden. Das sind Hunderte. Aber einer allein hätte gereicht. Ich sage Ihnen etwas: Früher oder später sterben wir alle. Ich lasse mich nicht beirren.

Woher kommt die Radikalität mancher Muslime und warum ist sie ausgerechnet im Islam so ausgeprägt?

Verbal angegriffen werde ich meist von Salafisten. Letztens habe ich eine E-Mail erhalten, voll von Schimpfwörtern. Der Autor wünschte mir den Tod und dass ich in der Hölle schmoren soll. Ich antwortete: „Wissen Sie, woran ich erkenne, dass Sie ein Salafist sind? Anhand Ihrer Sprache. Bringt Sie das nicht zum Nachdenken?“ Das ist das Problem der Fundamentalisten: Sie glauben, alle anderen sind gegen sie, und Feinde sind zu beseitigen. Gewalt gibt es aber auch in anderen Religionen, wenn sie fundamentalistisch ausgelegt werden.

Herr Khorchide, vielen Dank für das Gespräch! ■




Film zum Artikel online:
youtube.com/user/proMedienmagazin



christliche
medien
akademie

Perspektiven für Leben und Beruf

Gestalten mit InDesign

28.-29. März 2014

Ort: Wetzlar

Referent: Jens Weigel, Grafikdesigner

Crashkurs Pressesprecher

14. März 2014

Ort: Wetzlar

Referent: Egmond Prill,

Leiter der Christlichen Medienakademie

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit für Gemeinden

11.-12. April 2014

Ort: Bad Blankenburg

Referent: Egmond Prill,

Leiter der Christlichen Medienakademie

PR-Intensivtraining

13.-15. Mai 2014

Ort: Wetzlar

Referentin: Katrin Gülden Le Maire,

PR-Beraterin, Gülden Communications

Diese und weitere Seminare auch als
Inhouse-Schulungen, ganz nach Ihrem
Bedarf – kompetent, kostengünstig
und unkompliziert!

Forum für Nach- wuchsjournalisten

17. Mai 2014

in Kassel,

mit Stammtisch

am Vorabend

Christliche Medienakademie

Steinbühlstraße 3 | 35578 Wetzlar

Telefon (0 64 41) 9 15 166 | Telefax (0 64 41) 9 15 157

info@christliche-medienakademie.de

christliche-medienakademie.de



Jetzt Bibelschulungsbildung starten



- ▶▶ 3 Jahre
- ▶▶ BAföG-gestützt
- ▶▶ Volle Ausrüstung
- ▶▶ Klare Sicht
- ▶▶ Klares Ziel



bibel-center.de

+49 (0) 23 38-1071



40 Jahre

GEMEINDETAGE

in der Christuskirche in Lüdenscheid

VOM 02. – 06. 04. 2014

Mittwoch, den 2. April 2014,

■ 20.00 Uhr



„Gemeinde als Stadt
auf dem Berge“
PETER HAHNE

■ 19.30 Uhr

Konzert des Kirchenchores von
Maria Königin

Donnerstag, den 3. April 2014,

■ 20.00 Uhr



„Gemeinde als Arche“
BERND SIGGELKOW

Freitag, den 4. April 2014,

■ 20.00 Uhr



Konzertabend mit
MANFRED SIEBALD

Samstag, den 5. April 2014,

■ 20.00 Uhr



„Wenn die Gesundheit
geht und das Heil
kommt“
JÜRGEN METTE

■ 19.45 Uhr

Musikalischer Beginn des
Bläserchores Geisweid

Sonntag, den 6. April 2014,

■ 10.00 Uhr



Festgottesdienst
zum Abschluss der
Gemeindetage mit
PETER STRAUCH,

Pfarrer Rainer Gremmels und
Pfarrerin i.R. Bärbel Wilde

■ Nach dem Gottesdienst
HERZLICHE EINLADUNG
ZUM FRÜHLINGSBASAR

„GEMEINDE – UNTER DEM WORT“ | www.christuskirchengemein.de

Singles in der Gemeinde

Die Zahl der Ein-Personen-Haushalte steigt, vor allem in deutschen Großstädten. In christlichen Gemeinden sind Singles meist eine Minderheit. Viele von ihnen wünschen sich mehr Integration – und wollen nicht als Unglücksvogel in der Wartezone wahrgenommen werden. | **VON MORITZ BRECKNER**

Wenn sich Singles eines wünschen, dann, als „normal“ wahrgenommen zu werden – nicht als hilfsbedürftiger Sonderfall, bei dem im Leben irgendetwas schief gelaufen ist. „In der Gemeinde ist es nicht normal, als Frau ohne Mann und Kinder zu sein“, sagt eine Teilnehmerin einer Umfrage des Gesprächskreises für soziale Fragen des Bundes Freier evangelischer Gemeinden. Jemand anderes erklärt: „Ich wünsche mir mehr Respekt vor der Lebensform, also das Single-Sein als etwas Eigenständiges zu sehen und nicht als ‚Wartezone‘ vor dem Familienleben.“ Genaue Statistiken über die Anteile von Alleinstehenden in christlichen Gemeinden gibt es nicht. Eine der wenigen Erhebungen zum Thema ist eine Umfrage des Gesprächskreises von 2008 und 2009 unter Gemeindemitgliedern evangelischer Freikirchen. Wenn auch nicht repräsentativ, gibt sie einen Einblick in das Denken und Empfinden der „Betroffenen“, ein Begriff übrigens, den wohl kaum einer von ihnen wählen würden.

Die Umfrage zeigt: Es fällt Alleinstehenden schwer, in einer Gemeinde, die stark auf Familien ausgerichtet ist, inhaltlich und zwischenmenschlich anzudocken. Genau diese Ausrichtung nehmen viele Singles in ihrer Gemeinde wahr, von den

Freizeitangeboten für Familien mit Kindern bis hin zu den Beispielen, mit denen der Pastor seine Predigt illustriert: „Nur Ehe und Kindererziehung machen das Zuhören manchmal schwer“, sagt ein Teilnehmer der Studie. „Singles geraten eher aus dem Blickfeld als junge Familien“ – dieser Aussage stimmen die allermeisten Befragten zu. Dabei könnte die Tatsache, dass es in der Gesellschaft immer mehr Singles gibt, für die Gemeinden eine Chance sein, neue Menschen zu erreichen. Das sehen auch viele Singles so: Da Gemeinde vor allem von gegenseitiger Annahme und Wertschätzung lebe, könne sie dem Trend zur Individualisierung entgegenwirken und Menschen, die allein sind, Anschluss geben.

Diesen Ansatz verfolgt die Pfarrerin Astrid Eichler. Seit 2009 leitet sie den Verein Es muss was Anderes geben (EmwAg), ein offenes Netzwerk christlicher Singles. „Wir wollen Menschen helfen, Orte der Zugehörigkeit zu finden“, sagt Eichler. Schwerpunkt seien Veranstaltungen, in denen sich die Besucher über Lebensfragen Alleinstehender austauschen können. Dabei haben sich Regionalteams gebildet, durch die schon Wohngemeinschaften entstanden sind, in denen Singles ihr Leben miteinander teilen. Auch Eichler selbst lebt in einer solchen „Le-

benszelle“, gemeinsam mit drei anderen Personen in der Nähe von Berlin. „Das Leben ohne Partner ist nicht ein ‚Plan B‘, sondern es kann fröhlich und erfüllt sein“, sagt die 56-Jährige. Den Unmut mancher Singles über ihren Platz in der Gemeinde kann sie verstehen: „Gerade im evangelikalen Bereich empfinde ich einen ausgeprägten Druck auf Singles, ihren Beziehungsstatus zu ändern.“ Dies habe kirchengeschichtliche Gründe. Während im Mittelalter der Zölibat als die höchste Form christlichen Lebens galt, habe Luther die Ehe als Schöpfungsordnung Gottes wiederentdeckt und aufgewertet. So werde bis heute die Familie als „geistlicher Stand“ als ein sichtbares Zeichen für den Segen Gottes wahrgenommen. „Wenn Singles dann Sprüche zu hören bekommen wie ‚Gott hat auch für dich noch den Richtigen‘, geraten sie unter Stress“, sagt Eichler. „Ich kenne Singles, die sagen, sie können es sich nicht länger antun, in ihre Gemeinde zu gehen. Ich wünsche mir, dass wir unbefangen aufeinander zugehen und uns die Vor- und Nachteile unserer jeweiligen Lebenssituationen bewusst machen. Nicht jeder Single leidet und nicht jeder Familienvater hat Tag für Tag nur eitel Sonnenschein.“ Gemeindeleitern rät Eichler, Singles nach ihren Bedürfnissen zu fragen, und in ihren Predigten die Ehe nicht als einzige christliche Lebensform zu erheben. Nicht jeder Single wünscht sich krampfhaft einen Partner.

Positives Selbstbild entwickeln

Wer aber einen Partner sucht, sollte zuerst mit sich selbst im Reinen sein: „Wer mit sich und seinem Leben unzufrieden ist, der ist auch für einen potentiellen Partner wenig reizvoll“, erklärt Eichler. Zustimmung erhält sie von Daniel Just, Referent bei der christlichen Familienarbeit Team F. Der Verein führt etwa sieben Seminare und Events pro Jahr für Singles durch. Anders als die Angebote von EmwAg will Team F. Singles helfen, bei der Partnersuche einen Schritt weiterzukommen, und Gelegenheiten bieten, andere Alleinstehende kennenzulernen – etwa in der „Backstube Traumpartner“, die 2014 in vier Städten stattfindet. Bei den Events treffen um die 80 Singles aufeinander, mit dabei sind ein gutes Dutzend Mitarbeiter. Sie kochen und wandern, lernen sich beim Speeddating und in Workshops kennen und hören geistliche Impulse über Partnerschaft. Just spricht von „Erlebnispädagogik“: „Wenn die Teilnehmer als Gruppe klettern gehen und sich gegenseitig absichern, macht das nicht nur Spaß, sondern lehrt auch, dass man anderen vertrauen kann“, sagt er.

Damit sich ein Single überhaupt auf Partnersuche begeben kann, gibt es für Just Voraussetzungen. „Am Anfang sollte die Erkenntnis stehen, als Single wertvoll und wichtig zu sein“, erklärt er. „Ein positives und gesundes Selbstbild ist später in der Partnerschaft wichtig und nur derjenige, der von sich überzeugt ist, kann bei der Partnersuche für sich werben.“ Wer seinen Beziehungsstatus ändern wolle, müsse sich zunächst darüber klar werden, was er eigentlich suche und welche Kriterien ihm wichtig seien. „Außerdem lohnt es sich oft, über vergangene Freundschaften und Beziehungen zu reflektieren – was waren die Gründe, warum sie gescheitert sind?“

„Wer allein bleibt, freut sich in der Regel, in der Gemeinde normal behandelt und ab und zu eingeladen zu werden“, sagt Just. Besonders an Sonn- und Feiertagen spürten viele Singles das Alleinsein. Einladungen sollten aber auf keinen Fall aus

Mitleid ausgesprochen werden, sondern nur dann, wenn sie ungezwungen und ehrlich gemeint sind. Verheiratete sollten Singles keine wohlmeinenden Sprüche mit auf den Weg geben. „Mensch, bei dir verstehe ich nicht, warum du noch Single bist“ – so etwas tut weh“, erklärt Just. Ein Auge für die Bedürfnisse einsamer Menschen haben, ohne sie als Hilfsobjekte zu betrachten – das ist es, was Singles am dringendsten von ihren Freunden in der Gemeinde brauchen. ■

Auf Partnersuche im Internet

„Wichtig ist es, online ehrlich zu sein und kein geschöntes Bild von sich zu zeichnen“, sagt Daniel Just von Team F. Er hat schon Paare getraut, die sich im Internet kennengelernt haben. Eine bestimmte Partnerbörse will er nicht empfehlen – zu unterschiedlich sind die Erfahrungen, von denen er gehört hat. pro stellt einige christliche Angebote zusammen. Noch ein Tipp des Experten: „Erwarten Sie nicht zu viel vom ersten Date. Treffen Sie sich zwei, drei Mal an verschiedenen Orten, vielleicht auch mit Freunden.“

www.christ-sucht-christ.de

Bekanntestes deutsches Portal mit über 50.000 registrierten Nutzern. Kostenfrei

www.feuerflamme.de

Technisch und optisch leicht angestaubt, 30.000 Nutzer Grundfunktionen kostenfrei

www.himmlisch-plaudern.de

Christliches Forum zum Austausch, Partner- und Freundesuche. Kostenlos, über 15.000 Mitglieder

www.funkyfish.de

26.000 Nutzer, kostenlos



Für Singles, die nach einem gläubigen Partner suchen, gibt es im Internet zahlreiche Angebote

Fotos: Digital Vision



GOTT
LEGT
UNS
EINE
LAST
AUF

ABER
ER HILFT
UNS AUCH

Psalm 68,20

Foto: Luca Marchesi, thinkstock

An Heiligabend ist unsere Tochter Marie gestorben. Sie wurde 20 Jahre alt. 15 Jahre davon lag sie nach einer Hirnblutung im Wachkoma. Die Tageslosung der Herrnhuter Brüdergemeine an ihrem Sterbetag lautete: „Gott legt uns eine Last auf. Aber er hilft uns auch“ (Psalm 68,20). | **VON KLAUS RÖSLER**

Der Psalmist hat Recht. Das haben wir – meine Frau Sabine und ich – immer wieder erfahren – in der Zeit der Erkrankung und der Trauer. Und doch: Es macht einen Unterschied, wie mich ein solcher Text erreicht – ob ich ihn mir zu eigen mache oder ob er mir zugesprochen wird. Denn an manchen Tagen haben wir nur die Last gespürt. Da schien nicht nur Gottes Hilfe unendlich weit weg – ja, Gott schien überhaupt nicht existent zu sein.

Nicht immer haben wir Bibelverse als stärkend erlebt. Wir haben den Eindruck: Manche Mitchristen verschanzen sich hinter ihrer Bibel. Schnell ein Bibelvers aufgeschrieben und abgeschickt – dann wird Gott schon helfen. Nein. So wurden wir nicht ermutigt. Oft wurden wir herunterzogen, noch trauriger. Ein solcher Runterzieher ist die Bibelstelle: „Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen“ (Römer 8,28). An der Erkrankung von Marie können wir nichts Gutes finden. Bis heute nicht. Also muss wohl der Umkehrschluss richtig sein: Wir lieben Gott nicht richtig. Aus Anteilnahme wird so Anklage. Ein bisschen mehr seelsorgerliches Fingerspitzengefühl wäre da wünschenswert.

Dazu muss man wissen: Mit Marie haben wir öffentlich gelebt. In Zeitschriften habe ich über Marie und ihre Krankheit geschrieben. In Radio und Fernsehen gab es Berichte. Hörer und Leser fühlten sich angesprochen, mit uns in Kontakt zu treten.

Aber der Reihe nach: Am 19. September 1998 klagt unsere damals fünfjährige Tochter Marie über starke Kopfschmerzen. Sabine will mit ihr zum Arzt. Schon drei Minuten später ist Marie bewusstlos. Nach wenigen Minuten ist der Rettungswagen da, der Marie in die Uniklinik Gießen bringt. Dort wird sie operiert. Die Ärzte machen wenig Hoffnung. Lebensgefahr. Es stellt sich heraus, dass Marie ein Aneurysma hat, eine Gefäßmissbildung im Kopf. Eine Ader ist geplatzt. Das Blut hat Stammhirn und Kleinhirn beschädigt. Acht Stunden lang dauert die Operation. Der Arzt hat dann eine gute Nachricht: Marie lebt. Ich bin an dem Tag auf Dienstreise. Von dem Drama in der eigenen Familie erfahre ich erst nach meiner Rückkehr. Nach der OP gibt es Komplikationen. Zweimal werden wir in die Klinik gerufen, um uns von Marie zu verabschieden. Doch sie überlebt – im Wachkoma. Das ist wie ein tiefer Schlaf. Manchmal gelingt ihr die Kommunikation mit der Außenwelt. Dann verfolgt Marie mit den Augen, was um sie herum passiert, oder versucht, mit den Fingern etwas zu greifen. Darüber hinaus ist sie schwerstpflegebedürftig. Sie muss beatmet und künstlich über eine Magensonde ernährt werden.

Was macht ein Christ in dieser Lage? Ich bete – und bitte andere, es ebenfalls zu tun. Noch am ersten Abend klicke ich alle meine Mailadressen an und bitte die Empfänger, für unsere Tochter zu beten. Ermutigend: Bereits wenige Minuten später – obwohl es längst nach 23 Uhr ist – erhalte ich eine Rückmel-

dung von einem befreundeten Pastor, der an Multipler Sklerose leidet. Die Mail zeigt mir: Wir sind nicht allein. Das tut gut.

Zwei Monate lang bleibt Marie in Gießen. Dann geht es weiter nach Kassel in eine Kinderklinik, rund 170 Kilometer von unserem Wohnort Asslar entfernt. Die Klinik wird für sechs Jahre Maries Zuhause. 2005 erfolgt erneut ein Umzug. Seitdem lebte sie in einer Einrichtung für beatmungspflichtige Kinder in Siegen – der Kinderinsel vom Deutschen Roten Kreuz. In ihrem großen Zimmer wird sie wie auf einer Intensivstation versorgt. Die Sauerstoffsättigung ihres Blutes und ihr Puls werden ständig überwacht. Die „Insel“ wird auch für uns ein Zuhause. Mit dem Personal bilden wir eine Großfamilie. Sowohl in Kassel wie auch in Siegen besuchen wir sie zwei- oder dreimal in der Woche.

Anfangs fällt uns das Weiterleben schwer. Doch wir müssen funktionieren, um Maries Lebensqualität zu erhalten. Nach anderthalb Jahren mustert uns die Krankenkasse aus. Für uns sei jetzt der Landeswohlfahrtsverband – das Sozialamt des Landes – zuständig, heißt es. Doch dort will man die Kosten für die Behandlung und Pflege von Marie nur dann übernehmen, wenn wir vorher alle unsere Ersparnisse aufgebraucht haben. Sogar der größte Teil meines Gehaltes soll gepfändet werden. Und die Klinikverwaltung droht, Marie gegen unseren Willen zu verlegen. Es ist die Angst, auf den Kosten sitzenzubleiben. Die sind hoch: Etwa 20.000 Euro kostet Maries Pflege – pro Monat.

Was macht die Erkrankung mit unserem Glauben? Wir sind hin- und hergerissen. Wir bekommen beinahe übernatürliche Kräfte, wenn wir für Marie kämpfen. Fast alles gelingt. Da muss Gott mitgeholfen haben. Aber: Unser Grundanliegen, Maries Genesung, wird nicht erhört. Dabei haben wir nichts unversucht gelassen. Wir haben die Ältesten unserer Gemeinde gerufen, über Marie zu beten. In der Zeit bin ich als Öffentlichkeitsreferent im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden beschäftigt. Ich habe Kollegen, die als geistliche Persönlichkeiten im In- und Ausland geschätzt werden. Auch sie bitte ich, zu Marie zu fahren und für sie zu beten. In dieser Zeit gibt es in unserer Gemeinde ein Gebetsseminar. Einige Mitglieder sagen, von Gott ein „Bild“ bekommen zu haben. 40 Mitglieder und Freunde aus unserer Gemeinde sollen an drei aufeinanderfolgenden Tagen je zwei Stunden für Marie beten. Ich weiß: Man kann Gott nicht zwingen. Aber Beten ist immer richtig. Deshalb organisieren wir das Gebetstreffen. Tatsächlich kommen die 40 Leute zusammen. Für unsere Gemeinde werden diese Treffen zu einer eindrucksvollen Gemeinschaftserfahrung. Doch Marie bleibt krank. Als die Initiatoren daraufhin das Treffen wiederholen wollen, weil wir während der zwei Stunden auch Bilder von Marie gezeigt und nicht gebetet und so gegen Gottes Anweisung verstoßen hätten, steigen wir aus. Ihr Gottesbild passt nicht zu unserem. Mit einem so kleinlichen Gott wollen wir auch nichts zu tun haben. Es gibt manche anderen unschönen Erfahrungen mit Mitchristen. Sie hören von Maries Schicksal, versprechen uns, für Marie zu beten – und rufen kurze Zeit später an, um sich zu erkundigen, wie es Marie geht. Sie wollen hören, dass es Marie nun besser geht. Was für ein Glaubenshochmut! Manche Mitchristen fordern uns auch auf, Buße zu tun. Sie halten die Spannung nicht aus, dass Leid zum Leben dazu gehören kann. Irgendetwas müsse ja in unserem Leben an unbereinigter Sünde vorhanden sein, wenn Gott uns so straft. Gefreut haben wir uns dagegen über eine ältere Mitchristin. Sie besucht Marie, um ihr die Füße zu massieren. Tatsächlich atmet sie einige Tage lang besser. Auch dass in

der Zentrale der Evangelischen Nachrichtenagentur idea über die Jahre hinweg fast täglich für Marie gebetet wird, ebenso in unserer Gemeinde, dass uns immer wieder Mails erreichen, in denen uns mitgeteilt wird, dass man für Marie und uns betet – das alles ermutigt uns. Dass unsere Ehe über die jahrelange Belastung nicht zerbrochen ist und dass unsere andere Tochter Lara trotz alledem nach eigenen Worten „eine schöne Kindheit“ verbringt, ist vielleicht auch eine Folge der Gebete. Wir wissen es letztlich nicht.

Wir haben Gott erlebt – etwa im Miteinander in unserer Gemeinde. Lara will nur selten mit zu Marie. Wohin also mit einer Drittklässlerin am Sonntag, wenn wir nach dem Gottesdienst Marie besuchen? Es ist kein Problem, in der Gemeinde einige „Ersatzfamilien“ zu finden, die sich um Lara kümmern – bis zum Abitur. Hin und wieder begleiten uns auch Gemeindeglieder bei den Marie-Besuchen. Das werden interessante Treffen am Krankenbett. Marie scheint bei den Gesprächen sehr konzentriert zuzuhören. Bei ihr ist eine deutliche Veränderung festzustellen.

Ganz wichtig wird uns die Gemeinde in der Zeit des Abschieds. An Heiligabend wird im Gottesdienst neben dem Weihnachtsbaum eine Trauerkerze für Marie entzündet. Dieser Gottesdienst deckt die Bandbreite des Lebens ab – von der Freude über die Geburt Jesu Christi bis zum Tod von Marie. Danach wird viel geweint. Die Umarmungen und Tränen zeigen: Wir sind getragen.

Einige Frauen aus der Gemeinde helfen wie selbstverständlich bei der Vorbereitung und Durchführung der Trauerfeier. Wir erfahren so echte Entlastung. Und bei der Beerdigung gelingt es der Krankenhauseelsorgerin der Kinderinsel in Siegen, Dorothee Zabel-Dangendorf, zu verdeutlichen, was für ein erfülltes Leben Marie doch hatte. Sie zieht eine Parallele zwischen unserer Tochter und dem entmutigten Propheten Elia. Er hat Gott im sanften Wind erfahren. Daran fühlte sich die Pfarrerin erinnert, wenn sie Marie besuchte und den leisen Dauerton ihrer Beatmungsmaschine hörte. Und sie dankt uns, weil wir für das Personal und andere Eltern eine große Ermutigung gewesen seien. Wir sind überrascht. Besuche bei unserer Tochter waren keine Belastung. Wir haben versucht, ihrem eingeschränkten Leben Qualität zu bieten. Und es hat Spaß gemacht, mit Marie im Rolli durch den nahen Wald zu fahren, einkaufen zu gehen oder mit ihr im Planschbecken zu sitzen. Dass dies alles nun nicht mehr möglich ist, stimmt uns traurig.

Wir haben viele Karten und Mails zum Tod von Marie bekommen – mit vielen trostvollen Worten. Besonders ermutigt hat uns eine Mail eines Freundes: „In allem Abschiedsschmerz seid gewiss: Marie erlebt jetzt voller Jubel und Freude das große Aufatmen ihres Lebens – ich möchte wetten, dass sie neben euch ist und versucht, euch zu sagen: ‚Mir geht es blendend, ich will nicht zurück! Ich warte auf euch! Weint nicht um mich, mir geht es gut. Aber wenn ihr trauert, weint, wie es eurer Seele gut tut. Ich danke euch von Herzen für alle Liebe, mit der ihr mich geliebt habt! Ich liebe euch! Eure Marie.’“ ■

Klaus Rösler (56) ist Redakteur bei der idea-Medienagentur zeichensetzen und arbeitet für idea und die Zeitschrift DIE GEMEINDE des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden sowie als Medienberater.

Mit Abraham nach Afrika

Im Leben von Hans-Dieter Sturz kam vieles anders, als er dachte. Er lernte Ingenieur und wurde Pastor. Heute lebt und arbeitet er mit seiner Frau Inge in Uganda. Als sie dort ankommen, stirbt ihr jüngster Sohn mit Anfang zwanzig. Es ist das zweite Kind, das sie verlieren. | VON JONATHAN STEINERT



Hans-Dieter und Inge Sturz leben seit fast zwei Jahren in Uganda. Von ihrem Haus aus schauen sie auf den größten See Afrikas

Es ist fünf Uhr morgens, die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Ein geländefähiger PKW fährt über rotbraune Pisten einen Hügel am Ufer des Victoriasees hinauf. Eine Staubwolke folgt ihm. Der afrikanische Fahrer chauffiert vier Koffer und ein deutsches Ehepaar vorbei an Kaffebäumen, kleinen Maisfeldern und Sträuchern mit Matoke, der grünen Kochbanane. Dazwischen stehen Lehmhäuschen, manche mit Strohdach, andere mit Wellblech. Der Wagen stoppt an einem knallroten Metalltor. „Jesus Christ Is The Only Lord Here“ – Jesus ist der einzige Herr hier – prangt in fetten weißen Lettern darauf. Ein Wachmann öffnet und lässt die Ankommenden passieren. Noch ein paar Meter ruckelt das Auto durch einen Pinienwald, dann haben Hans-Dieter Sturz und seine Frau Inge ihr Ziel erreicht: ihr neues Zuhause auf dem Gelände der Organisation „Vision for Africa“ (VfA) in Uganda. Im Eingang des zukünftigen Wohnhauses steht der jüngste Sohn der beiden, Helge, 23 Jahre alt, und nimmt seine Eltern in Empfang. Willkommen auf dem Gebetsberg! Das war am 10. Mai 2012. Drei Wochen später ist Helge tot.

Hans-Dieter Sturz ist 57 Jahre alt, drei Jahre jünger als seine Frau. Zwei Tage vor dem vergangenen Heiligabend wurde ihr zwölftes Enkelkind geboren. Als Sturzes vor 36 Jahren heirateten, fragt sie ihn: „Bist du bereit, Jesus mit allen Konsequenzen zu folgen?“ Er sagt ja, sie auch. Sie wollen offen sein für die Wege, die Gott sie führt.

Sauerland statt Afrika

Der Gebetsberg ist ein Arbeitsbereich der Organisation VfA. Zu dem Gelände auf dem Hügel einer schmalen Halbinsel im Victoriasee gehören ein Kindergarten und eine Grundschule für Kinder aus den umliegenden Dörfern, eine Klinik und ein Gästehaus. Sturzes sind die ersten, die direkt vom Flughafen hierher kommen und dauerhaft auf dem Berg wohnen. Die anderen Mitarbeiter leben zwei Stunden Autofahrt entfernt auf dem Hauptgelände der Organisation, dem „Land of Hope“, Land der Hoffnung.

Aufgewachsen ist Sturz als Missionarskind in Suriname in Südamerika. Eigentlich will er selbst einmal Missionspilot werden. Dafür hält er einen Ingenieursberuf für sinnvoll und studiert Feinwerktechnik. Doch nach einer zweijährigen theologischen Ausbildung wird er Pastor – nicht in Südafrika, wo er gern als Ingenieur hingegangen wäre, sondern in einer Gemeinde im Sauerland. Ein Freund hatte das junge Ehepaar gefragt, ob sie jemals daran gedacht hätten, in Deutschland in den Gemeindedienst zu gehen. Zunächst ein völlig abwegiger Gedanke. Für die Ausreise nach Afrika war zu diesem Zeitpunkt alles vorbereitet, es fehlte nur noch ein amtliches Schreiben. Sturzes legten ein Datum fest, an dem sie über ihren weiteren Weg entscheiden würden. Sollte der Brief bis dahin eintreffen, gingen sie ins Ausland. Er kommt eine Woche nach der Frist. Da wissen sie schon, dass Gott sie in einer Gemeinde haben will.

Eigentlich soll Inge Sturz mit den damals vier Kindern wenige Wochen nach dem Dienstantritt ihres Mannes ins Sauerland nachkommen. Doch an seinem ersten Tag als Pastor erfährt die Familie, dass ihr drei Monate alter Sohn Björn eine schwere Nierenerkrankung hat. Sein Vater wird ihm später eine Niere spenden, doch im Alter von 20 Jahren stirbt Björn an der Krankheit. Mehrere Monate muss Inge Sturz mit dem Säugling ins Krankenhaus, die drei älteren Kinder im Alter zwischen zwei

und sechs Jahren bleiben bei den Großeltern. Sturz pendelt zwischen Sauerland und Tübingen hin und her. Donnerstagabend nach der Gemeindeveranstaltung hin, Frau und Sohn im Krankenhaus besuchen, Abstecher bei den großen Kindern, Samstag zurück. Er weiß, es ist Gottes Weg. Und der führt nach zehn Jahren in Meschede für die nächsten achtzehn Jahre in eine Baptistengemeinde in Augustfehn im Ammerland, unweit der Nordsee. Mittlerweile haben Sturzes fünf Kinder. Helge, der jüngste Sohn, wird 1988 geboren.

Afrika statt Ammerland

Ein schwarzer Lederhut mit Krempe beschattet die Augen von Sturz vor der afrikanischen Sonne. Seine weißen Arm- und Barthaare leuchten auf der gebräunten Haut. Das karierte Baumwollhemd steckt im Bund seiner Treckinghose, deren Fußenden ebenso wie die Turnschuhe eine feine Staubschicht wie roter Puderzucker überzieht. Mit einer Reisegruppe steht Sturz an dem meterhohen Holzkreuz auf dem Gebetsberg, das mit Solarplatten und blauen LED-Lämpchen bestückt ist. Nachts können es die Fischer auf dem Victoriasee und die Menschen auf der anderen Seite der Bucht leuchten sehen. Es signalisiert: Hier ist Jesus der Herr – so, wie es auch am Eingangstor des Geländes steht. Sturz erzählt den Besuchern von der Geschichte und dem Anliegen der Organisation. Das gehört jetzt zu seiner Arbeit.

„Auf euch habe ich gewartet. Ich gebe euch den Gebetsberg“, hatte Maria Prean, die Gründerin von VfA, zu Sturzes gesagt. Eigentlich will das Ehepaar 2011 nur eine dreimonatige Auszeit von der Gemeinde nehmen, bevor es mit einem neuen Jugendreferenten und frischer Kraft weitergehen soll. In dieser Zeit machen sie eine Reise nach Uganda. Als sie zurück in der Gemeinde sind, spüren Sturzes, dass ihre Zeit dort zu Ende ist. Mit Maria Prean sind sie schon länger befreundet. Sie fragen die resolute über 70-Jährige mit den grauen Locken und rosa Brillen



Im Gästehaus auf dem Gebetsberg können 50 Leute übernachten. Hans-Dieter Sturz ist als Leiter dieses Teils der Organisation „Vision for Africa“ für die Gäste und Mitarbeiter verantwortlich

Fotos: privat



Grundschüler auf dem Schulgelände des Gebetsberges



In kleine runde Häuschen können sich Gäste zurückziehen, um zu beten

lengläsern, ob sie eine Aufgabe für das Paar hätte. So kommen Sturzes doch noch nach Afrika und übernehmen mit dem Gebetsberg die Verantwortung für einen Teilbereich der Organisation VfA.

Als Hans-Dieter und Inge Sturz ihre Arbeit bei VfA beginnen, sehen sie ihren Sohn Helge wieder, der dort zu dieser Zeit seit einem halben Jahr ein Volontariat macht – drei Wochen noch, dann soll er zurück in die Heimat fliegen. Helge ist Landschaftsgärtner. Auf dem felsigen Grundstück auf dem Gebetsberg legte der lebensfrohe, kräftige junge Mann einen Garten an. Kleine Wiesenflächen und Blumenrabatten, mit Back- und Natursteinen als Terrassen eingefasst. „Ich freue mich auf das Wiedersehen meiner Eltern. Leider folgt dann sehr bald auch

schon das Auf Wiedersehen. Schon irgendwie alles verrückt und manchmal noch ganz weit weg der Gedanke, die Eltern hier in Afrika zu lassen und nach Deutschland zurückzukehren“, schreibt er in seinem letzten Rundbrief.

„Abraham war immer dabei“

Heute wohnen auf dem Gebetsberg außer Sturzes noch ein bis zwei deutsche Volontäre und 25 ugandische Mitarbeiter. Als Leiter des Gebetsberges ist Sturz für die Menschen hier, für die Gestaltung des Areals und die Angebote für Mitarbeiter und Gäste verantwortlich. Jeden Morgen gibt es eine Andacht, donnerstags mittags treffen sich die Mitarbeiter am großen Kreuz zum Beten und am Abend zum Lobpreis, freitags veranstaltet Sturz für seine Mitarbeiter einen Kulturabend mit Filmvorführung. Besonders wichtig findet er es, seine ugandischen Mitarbeiter anzuleiten, ohne dies „von oben herab“ zu tun. Er möchte, dass sie ihre Arbeit nicht als irgendeinen Job verstehen, sondern als Berufung, hier für Gott zu arbeiten. Sein Ziel ist es, die Leitungsverantwortung für den Berg einmal an einen Einheimischen zu übergeben.

Auf dem staubigen Parkplatz hantieren zwei junge Ugander mit Schubkarre, Spaten und Steinen. Michael und Musoke bauen eine Regenabwasserrinne. Ihre dunkle Haut glänzt in der Nachmittagssonne. Michaels Großvater ist Zauberer, er lebt in der Nachbarschaft. Zauberei gab es hier viel, bevor Maria Prean den Streifen Land 2007 kaufte. Seitdem regnet es auch wieder. Vorher war der Berg bei den Einheimischen dafür bekannt, dass die Wolken immer davor Halt machten. Wenn es jetzt stark regnet, spült es den unbefestigten Boden leicht weg, Straßen sind dann kaum mehr befahrbar. Doch der Regen ist wichtig, damit die Menschen auf dem Berg Landwirtschaft betreiben können. Auch bei VfA stehen Maispflanzen auf dem Gelände.

Etwas 50 Gäste können im Gästehaus auf dem Berg übernachten, wenn es zum Beispiel Seminare und Konferenzen für Leiter aus Kirchen, Wirtschaft und Politik gibt. Immer öfter kommen auch Einzelgäste hierher, um Zeit und Ruhe zu haben und zu beten. Sie können sich dann in eines der kleinen gelben, runden Steinhäuschen mit den spitzen Grasdächern zurückziehen, die den Rand des Berghanges säumen wie Kerzen den Zweig eines Weihnachtsbaumes, und den Blick auf den See freigeben. Nach Sonnenuntergang sieht man die Fischerboote unten in der Bucht liegen, jedes mit einer Laterne, wie Glühwürmchen. Manche Gäste versuchen, diese Lichter zu Formen und Buchstaben zu verbinden. Sturz betet lieber auf seiner Veranda, ebenfalls mit Blick auf den Victoriasee, an die Stelle, wo der Nil quellt, und die zweitgrößte Stadt Ugandas, Jinja. „House Abraham“ steht an der Außenwand von Sturzes Haus. Nicht nur, weil das Gästehaus direkt daneben „Jacob“ heißt, haben sie es so genannt. Der biblische Abraham ist für Sturzes ein Lebensbegleiter, einer, der Gottes Wegen gefolgt ist, ohne zu wissen, wo er ankommt. „Abraham war bei unseren Entscheidungen immer mit dabei“, sagt Sturz. Etwas unterhalb des Hauses ist ein Basketballplatz. Im Mittelkreis steht „Jesus First – In Memory of Helge“. In Erinnerung an Helge, und dessen Lebensmotto: Jesus zuerst.

Kurz nach Sturzes Ankunft erkrankten Vater und Sohn schwer an Malaria. Hans-Dieter Sturz liegt von Fieber geschwächt im Bett auf dem Gebetsberg, Helge liegt im Hauptgelände der Organisation. Als sie beide nachts nicht schlafen können, ruft Helge ihn nachts um ein Uhr an. „Ein tiefgehendes Gespräch,

wie es sich vielleicht nur selten zwischen einem Sohn in diesem Alter und seinem Vater ergibt. Er ließ tief in sein Herz blicken“, erinnert sich Sturz. Weil Helge eine chronische Auto-Immun-Krankheit hat, geht es ihm nach wenigen Tagen immer schlechter. Seine Organe versagen, er muss ins Krankenhaus nach Kampala.

Sturzes informieren Freunde und Familie über E-Mails und Facebook über Helges bedrohlichen Gesundheitszustand. Innerhalb weniger Stunden wissen Hunderte Menschen in verschiedenen Ländern davon und beten für ihn. Helge wird auf der Intensivstation ins künstliche Koma versetzt. Die Nieren hören auf zu arbeiten. Dadurch wirken die Medikamente, die seinen Kreislauf stabilisieren, nicht mehr. Er braucht Geräte, die die Funktion der Nieren übernehmen. Die gibt es in Uganda nicht. Sein Bruder Gerrit, der selbst Arzt ist, bemüht sich von Deutschland aus darum, dass Helge in ein anderes Krankenhaus verlegt wird. Der Rückflug nach Deutschland dauert zu lang. Eine Behandlung in Kenia ist möglich. Der Rettungsflug ist bestellt. „Gerade noch rechtzeitig“, stand über jeder neuen Nachricht an die Beter. „Es war bis zuletzt Hoffnung da“, sagt Sturz. Doch bevor Helge in das Flugzeug gebracht werden kann, schlägt sein Herz zum letzten Mal. „Wir haben um Heilung gebetet“, sagt sein Vater, „auf der ganzen Welt haben Menschen gebetet.“ Er seufzt. Seine Augen sind gerötet, er schnäuzt sich leise.

„Wo wären wir ohne Gott?“

„Ganz oder gar nicht“, sagt Sturz. Er klingt trotzig. Wer Jesus nachfolgt und ihm kompromisslos die oberste Priorität im Leben einräumt, wird Gegenwind bekommen, davon ist er überzeugt. Er und seine Frau fahren für die Trauerfeier für drei Monate nach Deutschland. Dass sie danach wieder zurück nach Uganda gehen, wundert viele ihrer Bekannten. Doch der Tod ihrer Söhne soll sie nicht vom Glauben und von ihrem Weg mit Gott abbringen. „Wir wüssten nicht, wo wir ohne Gott wären. Wir können uns alles, was wir durchlebt haben, ohne ihn nicht vorstellen. Dann wäre das Leid viel schwerer auszuhalten, weil alles total sinnlos wäre. So erleben wir, dass wir nie tiefer fallen können als in Gottes Hand. Es ist ein Geschenk, dass wir noch drei Wochen mit Helge hatten“, sagt Sturz. Der Schmerz ist auch nach über anderthalb Jahren noch da. „Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht daran denke“, sagt der Vater. „Aber es richtet den Fokus auf die Ewigkeit. Das Leben ist so kurz.“



Fotos: privat

Hans-Dieter Sturz erklärt den Reisegruppen, die hierher kommen, die Geschichte und das Anliegen der Organisation. Das Kreuz signalisiert: Hier ist Jesus der Herr

Sturz liebt es, Motorrad zu fahren. Seine eigene Maschine hat er nicht mit in Uganda. Aber im Dezember hat er sich zum ersten Mal ein Boda-Boda ausgeliehen, eines dieser kleinen bunten Motorräder, die in Uganda zuhauf als Taxis herumfahren. Mit zwei jungen Männern aus Deutschland, die gerade für ein paar Monate auf dem Gebetsberg helfen, tourt er über die Pisten auf dem Berg und am Ufer des Victoriasees entlang, durch Staub, strömenden Regen, Pfützen und Schlamm. „Es hat total viel Spaß gemacht“, sagt er. Die beiden Jungs könnten seine Söhne sein. Helge ist auch Motorrad gefahren. Deshalb ist bei allem Spaß auch Wehmut dabei. Wie wäre es, wenn er jetzt mit ihm hier herumfahren könnte? Am linken Daumen trägt Sturz ebenso wie seine Frau einen metallenen Ring mit eingravierten griechischen Buchstaben. Den hat er aus der Zeit, als er in Deutschland in der christlichen Biker-Szene aktiv war. Auch Helge trug so einen Ring. „Geliebtes Kind Gottes“ steht darauf. In der Antike hatten Sklaven einen Ring im Ohr, der zeigte, wem sie gehören, erklärt Sturz. Er möchte mit seinem Ring zeigen, dass Jesus sein Herr ist. ■

Anzeige

WAHRHEIT

KONGRESS VOM 16. BIS 18. MAI 2014 IN MÜNCHEN

Die Veranstaltung im „Kardinal-Wendel-Haus“ direkt am Englischen Garten richtet sich an Juristinnen und Juristen aller christlichen Konfessionen und Gemeinden sowie sonstige Interessierte. Interdisziplinäre Vorträge und Workshops werden die Bedeutung von Wahrheit für das Rechtswesen und unsere Gesellschaft beleuchten.

HAUPTREFERENTEN:

Prof. Dr. Dr. Daniel von Wachter
Prof. Dr. Anna Leisner-Egensperger
Prof. Dr. Hanns Prütting
Prof. Dr. Bertram Stubenrauch

Professor für Philosophie, Liechtenstein
Professorin für Öffentliches Recht und Steuerrecht, Jena
Professor für deutsches und ausländisches Zivilprozessrecht, Köln
Professor für kath. Dogmatik und Ökumenische Theologie, München

CHRIST
UND
Jurist

VERANSTALTER: Christ und Jurist e. V. WEITERE INFORMATIONEN UND ANMELDUNG: www.christ-jurist.de/kongress

SCHIRMHERREN: Dr. Johannes Friedrich, Landesbischof i. R. der Ev.-Luth. Kirche in Bayern / Johannes Singhammer, Vizepräsident des Deutschen Bundestages

Wenn Jugendliche Kirche gestalten

Fotos: Salome Meyer, Picasa, Jens Wegener, Niemz Communications



Herausforderungen für die Jugendarbeit von Kirchengemeinden gibt es in der Stadt und auf dem Land. Wie Gemeinde für Jugendliche gelingen kann, zeigen zwei ganz unterschiedliche Beispiele in Cochem und Nürnberg

Jugendarbeit attraktiv zu gestalten ist zwar der Wunsch vieler Kirchengemeinden, doch vielerorts ist das nicht einfach. Gemeinden auf dem Land oder in der Stadt sind mit unterschiedlichen Herausforderungen konfrontiert. pro stellt zwei Gemeinden vor, die dies erfolgreich meistern. | VON SALOME MAYER

H heute geht ein Traum in Erfüllung – wir haben jetzt endlich ein richtiges Zuhause!“ Die 17-jährige Anike Kohlenberg lässt ihren Blick durch den sich langsam füllenden Raum im frisch renovierten Gemeindehaus der evangelischen Kirchengemeinde in Cochem schweifen. Gleich wollen 60 ehrenamtliche Mitarbeiter für die Einweihung ihrer neuen Räume gemeinsam beten. Schon ruft Jugendpastor Maik Sommer die aufgeregte Menge zusammen und stellt seine Cola-Dose fürs Gebet beiseite.

Lange hat die Jugendgemeinde „youcom“ in dem an der Mosel gelegenen Städtchen auf diesen Tag gewartet. Sieben Jahre ist es her, dass einige Teens mit Maik Sommer und seiner Ehefrau Anette in deren Wohnzimmer saßen und ihre Visionen, die sie für die Jugendarbeit ihrer Kirchengemeinde hatten, auf buntes Papier schrieben. Der heute 42-jährige Jugendpastor erinnert sich an diese Zeit: „Ein paar Leute haben einfach gecheckt, wer Jesus ist!“ Und das wollten sie auf ansprechende Art ihren Mitschülern und den Jugendlichen in ihrer Region weitergeben. Nach und nach bildeten sich Jugendhauskreise. Einige Teenager wollten

nach ihrer Konfirmation weiterhin verbindlich bei dem im Kino stattfindenden Jugendgottesdienst „Cinema meets Church“, kurz C.m.C., mitarbeiten. Zusätzlich feierten sie zusammen den „WonWay“-Jugendgottesdienst, in dem Lobpreis und die Predigt im Mittelpunkt stehen. Neue Aktionen wurden gestartet und die Zahl der Jugendlichen, die in der Cochemer Gemeinde ein- und ausgingen, stieg. Sommer spielte dabei eine wichtige Rolle, da er als Pastor im Sonderdienst und später als Jugendpastor die Arbeit aufbaute. So entstand Anfang 2010 eine „Jugendgemeinde im Kontext der Gesamtgemeinde“. Was die Teens verbindet, ist ihre Vision: „Junge Menschen mit Leidenschaft, die Gemeinschaft um Jesus haben und durch die er strahlt.“ Sie möchten „Christ centered“, fokussiert auf Christus, sein. Ihr Name „youcom“ ist ein Kunstwort aus den Anfangsbuchstaben der englischen Worte „young“ und „community“, also junge Gemeinschaft.

Der organisatorische Rahmen der Jugendgemeinde gibt den Teenagern Identität und Verantwortung, auch in der Leitung der Gemeinde. Dafür gibt es zwei Gremien: In „heart & brain“ tref-

fen sich regelmäßig zehn Teens, um neue Ideen zu spinnen, kreativ vorzudenken und für „youcom“ relevante Themen zu diskutieren. Im Jugendausschuss sitzen der Jugendpastor, fünf Jugendliche von „heart & brain“ sowie fünf Erwachsene. Sie haben die Aufgabe, die Ideen der Jugendlichen auf ihre Realisierbarkeit zu prüfen, Entscheidungen zu treffen und die Jugendgemeinde öffentlich zu vertreten. Durch diese Struktur soll sich die Impulsivität der Jugend mit der Erfahrung der Älteren verbinden. Gemeinsam verwalten sie das Budget, organisieren Gottesdienste, Schulungen und Freizeiten.

Ländliche Herausforderungen

Zur Einweihung des neuen Bereichs für die Jugendgemeinde bekommen alle Besucher einen Schlüssel geschenkt. Er symbolisiert das offene Haus; die Mädchen und Jungen sollen wissen, hier gehöre ich hin.

Matthias Richter trägt einen dunkelblauen „youcom“-Sweater. Er ist einer der Erwachsenen in der Jugendgemeindeführung und führt Gäste durch die neuen Räume. Der Geruch von frischer Farbe hängt in der Luft. Neben dem in Dämmerlicht getauchten Aufenthaltsraum mit gemütlichen Sofas gibt es eine Küche, Übernachtungszimmer und bunt gestaltete Bäder mit Duschen und großzügigen Spiegeln. Weil viele der Jugendlichen aus sozial schwachen Familien kommen, hat die Jugendgemeindeführung ganz bewusst auf hochwertige Ausstattung Wert gelegt. Die nötigen Gelder erhielten sie aus dem Verkauf ihrer bisherigen zu klein gewordenen Räumlichkeiten und aus Spenden. Die Wertschätzung gegenüber den Teens soll so auch in Äußerlichkeiten wie der Einrichtung deutlich werden. „Wer neu kommt, merkt an der Art und Weise des Umgangs zwischen uns: Hier ist was anders“, erklärt Richter die große Anziehung der Jugendgemeinde. Über 100 Jugendliche kommen regelmäßig in die Gemeinde. Die neuen Räume sollen ein Ort der Begegnung werden. Geplant sind Hausaufgabenbetreuung und gemeinsame Kochaktionen in den Mittagspausen. Die Dynamik der Jugendgemeinde ist dem gebürtigen Berliner wichtig.

In Cochem ist der Großstädter gefordert, sich mit den Problemen einer evangelischen Diasporagemeinde auseinanderzusetzen. Nur etwa neun Prozent der Gesamtbevölkerung sind evangelisch. Diese rund 5.000 Gemeindeglieder verteilen sich auf 77 Dörfer zwischen Eifel, Hunsrück und Mosel. Die Fläche entspricht ungefähr der des früheren West-Berlins. Cochem bildet dabei das Zentrum, das aber besonders für Teenager ohne Führerschein schwer zu erreichen ist. Die Anbindung an die öffentlichen Verkehrsmittel ist hauptsächlich in den Abendstunden, wenn die Jugendgottesdienste stattfinden, schlecht. Dafür haben Jugendpastor Sommer und sein Team Fahrdienste eingerichtet. In Zukunft sollen die jungen Leute in dem renovierten Gemeindehaus übernachten können. Eine weitere Herausforderung der jungen Gemeinde besteht darin, dass viele Jugendliche ihre Heimat für Ausbildung oder Studium verlassen müssen, weil sie keine Stelle in der Umgebung finden.

Städtische Schwierigkeiten

Diese Probleme kennt die Jugendkirche „LUX – Junge Kirche Nürnberg“ weniger. Seit ihrer Eröffnung im November 2009 ist sie Heimat für ungefähr 150 Jugendliche und junge Erwachsene

geworden. Die Initiatoren wollten, wie Teamleiter und Pfarrer Tobias Fritsche sagt, einen Ort schaffen, an dem junge Menschen ein kontinuierliches Gottesdienstangebot bekommen, das ihrer Lebenswelt entspricht. Wie diese Lebenswelt aussieht, wurde seit 2006 im Rahmen eines Spezialvikariats zur Errichtung einer Jugendkirche in Nürnberg wissenschaftlich untersucht. Dass „LUX“ eine Kirche für junge Menschen ist, wollen die Nürnberger auch äußerlich zeigen. Dazu wurde die St.-Lukas-Kirche im Nürnberger Stadtteil Nordostbahnhof umgebaut. Es finden sich darin keine Kirchenbänke mehr, an der Decke hängt dagegen hochmoderne Licht- und Tontechnik. Betritt man das 120 Quadratmeter große Foyer, fällt der Blick auf einen Tresen mit Café-Bereich. Die Hemmschwelle auch kirchenferner Jugendlicher wollen die Macher auf diese Weise möglichst niedrig halten.

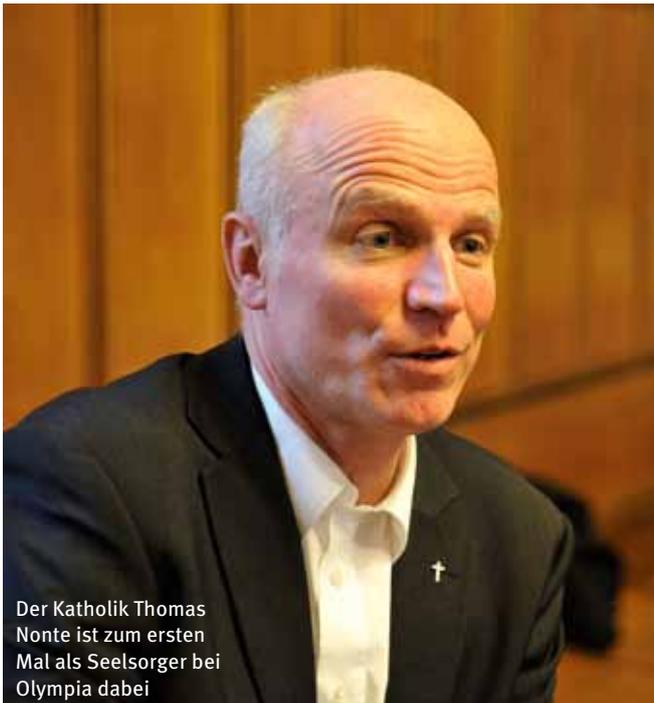
Die Jugendlichen bestimmen und gestalten das Angebot aktiv mit. So gibt es verschiedene Arten von Gottesdiensten, beispielsweise meditative oder kulinarische. Auch für ein breites Kulturangebot, von Mottopartys über Lesungen bis zu Konzerten, ist die Gemeinde bekannt. Fritsche sieht darin eine große Herausforderung, attraktive Angebote für die verschiedenen Milieus einer Großstadt zu schaffen, ohne in Aktionismus zu verfallen. Die unterschiedlichen Lebensstile, die es in Nürnberg gibt, bilden sich auch innerhalb der Jugendkirche ab. Die Kirche möchte als „spannender Ort“ bekannt sein; ein Platz, an dem Jugendkultur und christlicher Glaube aufeinandertreffen. Um das zu erreichen, stehen der jungen Kirche in der zweitgrößten Stadt Bayerns umfangreiche finanzielle Mittel zur Verfügung – im Gegensatz zu der Jugendgemeinde in Cochem. Die bayerische Landeskirche fördert „LUX“. Außerdem bekommt das Projekt Drittmittel von Aktion Mensch und verschiedenen Stiftungen. Die Vermietungen der Kirchenräume an Unternehmen sind ein weiteres wirtschaftliches Standbein. So können neben drei Vollzeitstellen auch einige Teilzeitkräfte, wie beispielsweise Musiker, finanziert werden. So gut geht es der Landgemeinde an der Mosel nicht: Finanziell ist sie auf sich gestellt, Sommers Stelle finanziert sich zu 75 Prozent aus Spenden der Gemeindeglieder.

Gemeinsam ist beiden Gemeinden, dass sie, jede mit ihren Mitteln und Möglichkeiten, für die jungen Menschen vor Ort Kirche attraktiv leben wollen. Dazu gestalten hauptsächlich die Jugendlichen selbst die Angebote – denn sie wissen schließlich am besten, wie ihre Generation tickt. Jugendliche mit ihren Ideen anzuhören und zu beteiligen sei besonders wichtig, ist Frische überzeugt. So habe lebendige Jugendarbeit immer eine Chance. ■



150 Jugendliche besuchen regelmäßig die Angebote von „LUX“ in Nürnberg

Foto: Lux



Der Katholik Thomas Nonte ist zum ersten Mal als Seelsorger bei Olympia dabei

Die Olympia-Seelsorger

Die deutschen Olympioniken sind Anfang Februar zu den Winterspielen nach Sotschi aufgebrochen. Neben Betreuern und Funktionären gehören auch Thomas Weber und Thomas Nonte zur Delegation: Sie sind die Olympia-Pfarrer. pro hat sich im Vorfeld mit ihnen über die Herausforderung und die angenehmen Seiten ihrer Arbeit unterhalten. | **VON JOHANNES WEIL**

Für beide erfüllt sich der Traum eines jeden sportbegeisterten Pfarrers. Der Katholik Nonte und der Protestant Weber sind während der Olympischen Spiele in Sotschi Zuhörer, Seelsorger und Ansprechpartner für 152 Athleten und deren Betreuerstab. Für Nonte ist es eine Premiere, Weber ist schon ein alter Hase bei Olympia. Er betreut die deutsche Delegation bereits zum fünften Mal.

Nonte ist Sportseelsorger der Deutschen Bischofskonferenz und damit direkter Seelsorger und Vertreter der Katholischen Kirche gegenüber der Welt des Sports. Neben dem Vorsitz des Arbeitskreises Kirche und Sport vertritt er als Geistlicher Bundesbeirat die über 500.000 Mitglieder des Sportverbandes Deutsche Jugendkraft (DJK) der Katholischen Kirche und ist damit qua Amt für Olympia nominiert. Thomas Weber opfert für die Olympischen Spiele einen Teil seines Jahresurlaubs als Gemeindepfarrer im nordrhein-westfälischen Gevelsberg. Genau wie für die Sportler ist auch für die zwei Theologen eine gute Vorbereitung wichtig. „Sportsendungen waren in den vergangenen Wochen Pflicht, einfach um zu wissen, wie die Leistungssportler ticken“, erklärt Nonte.

Einen typischen Arbeitstag in Sotschi wird es nicht geben, weiß Weber aus Erfahrung. Er plant zwar Andachten und Got-



Der evangelische Pfarrer Thomas Weber betreut die deutsche Olympiadelegation schon zum fünften Mal

Fotos: pro

tesdienste, um den Sportlern und Betreuern ihre Auszeiten zu ermöglichen, „aber vieles ist nicht planbar“. Da sind die kleinen Gespräche zwischendurch, aber auch die Notfallseelsorge, wenn Angehörigen in der Heimat etwas zustößt oder einfach wenn es im Wettkampf nicht läuft.

Krank am Tag X

Es ist es ein bunter Strauß an Themen, mit dem die Olympioniken die Pfarrer konfrontieren: „Oft geht es um die Familie und Freunde, die Karriere und zerplatzte Träume“, erzählt Weber. „Andere Sportler fragen sich, was nach ihrer aktiven Laufbahn kommt und wie sie mit Niederlagen umgehen können. Dann sind wir oft sehr schnell bei Fragen des Glaubens.“ Weber ist geprägt von der Arbeit des Christlichen Vereins Junger Menschen (CVJM) und der Kirche im Siegerland.

„Sie glauben gar nicht, welcher Druck auf den Sportlern lastet. Sie arbeiten vier Jahre auf den Tag X und ihren Medaillentraum hin, nehmen Entbehrungen in Kauf, um eine Medaille zu holen, und dann werden sie am Tag vor dem Wettkampf krank. Da bricht eine Welt zusammen und die Sportler brauchen jemanden, dem sie sich anvertrauen können“, erzählt Weber von

einem der eindrucksvollsten Momente seiner Tätigkeit. „Bis zum Tag ihres eigenen Wettkampfes sind die Sportler sehr fokussiert. Auch die Betreuer stehen unter enormem Druck. Wenn der Druck abfällt, öffnen sich viele von ihnen und werden lockerer“, sagt Weber.

Nonte möchte bei seiner Premiere für die Athleten „Feuerwehr sein“ und eine Anlaufstelle für diejenigen, die jemanden „zum Anlehnen“ brauchen. Genau wie für Weber sind für ihn (über-)konfessionelle Sportverbände wie CVJM und DJK wichtige Pfeiler der Arbeit: „Die Verbände wissen sich in der Kirche zu Hause. Hier er-

Der Austragungsort ist nicht unumstritten. Nonte hat sich intensiv mit der Kritik daran beschäftigt: „Es fällt ja oft schwer, von außen ein Urteil zu fällen, aber der Umgang mit den Menschenrechten ist ein Skandal. Und wir Pfarrer dürfen das auch so offen sagen und anprangern.“

Es kommt nicht allein auf Medaillen an

Nonte und Weber freuen sich auf ihre Aufgabe. Auf dem Weg dorthin begleitet Nonte der Bibelvers, „der sicher nicht für



Austragungsort der XXII. Olympischen Winterspiele vom 7. bis 23. Februar ist die russische Stadt Sotschi

Foto: picture alliance

leben Menschen Gemeinschaft und Solidarität. Es geht darum, sie stark zu machen für ihre Aufgaben im Leben“, sagt Nonte. Beide Theologen heben aber auch die gesamtgesellschaftliche Bedeutung des Sports hervor. „Es ist ein tolles Gefühl, bis ans Limit zu gehen, gemeinsam etwas zu erreichen und in einer Mannschaftsportart auch die Kameradschaft zu erleben“, sagt Nonte, der in seiner Freizeit gerne Fußball spielt und taucht.

Das Gebet als Sehnsucht des Herzens

Für beide spielt in ihrer Arbeit das Gebet eine wichtige Rolle: „Zu wissen, dass Gott mich hört und ich ihm alles sagen kann, ist tröstlich. Ich bete aber nicht für den ersten Platz eines Sportlers. Schließlich gibt es ja auch Kollegen in den anderen Ländern, die dies auch für ihre Sportler einfordern könnten. Ich bete für einen guten und fairen Wettkampf und eine behütete Leistung“, sagt Weber. Sein katholischer Kollege ergänzt: „Es ist eine Sehnsucht des Herzens, sich jemandem anzuvertrauen, der stärker ist als man selbst. Dabei hilft das Gebet.“

Wie schon bei früheren Olympiaden haben die beiden Kirchen ein geistliches Trainingsbuch herausgegeben, das alle deutschen Athleten erhalten. „Mittendrin“ heißt das Impulsheft, in dem die Sportler Gebete, Bibeltexte und Meditationen finden, die ihren sportlichen Alltag und ihre Themen aufgreifen. Darüber hinaus finden die Athleten darin die Kontaktdaten zu den Pfarrern, die ihnen während der Spiele in Russland als Seelsorger zur Seite stehen.

Hochleistungssportler geschrieben wurde“. Der Vers „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst“ lasse bei ihm ein tiefes Gefühl des Vertrauens entstehen und Freude am eigenen Dasein. Ihm ist es wichtig, den Sportlern nicht nur zuzujubeln, wenn sie gewinnen: „Sie dürfen sich angenommen fühlen. Auch wenn sie keinen Erfolg haben, sollen sie nicht wie ein rüddiger Hund weggejagt werden. Auch Sportler können krank oder süchtig werden und Schwächen haben. Das müssen wir uns immer wieder vor Augen führen.“

Für Weber ist die Bibelstelle „Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden an seiner Seele nimmt“ zum Leitwort geworden. Wenn er dann, wie bei der Universiade – den Wertsportspielen der Studenten – geschehen, einer Athletin sagen muss, dass ein lieber Mensch in der Heimat gestorben ist, ist es wichtig, dass sie jemanden an ihrer Seite haben, um gemeinsam zu schweigen und zu weinen. Da spielen dann die 30 vom Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) anvisierten Medaillen für Sotschi nur noch eine untergeordnete Rolle. ■



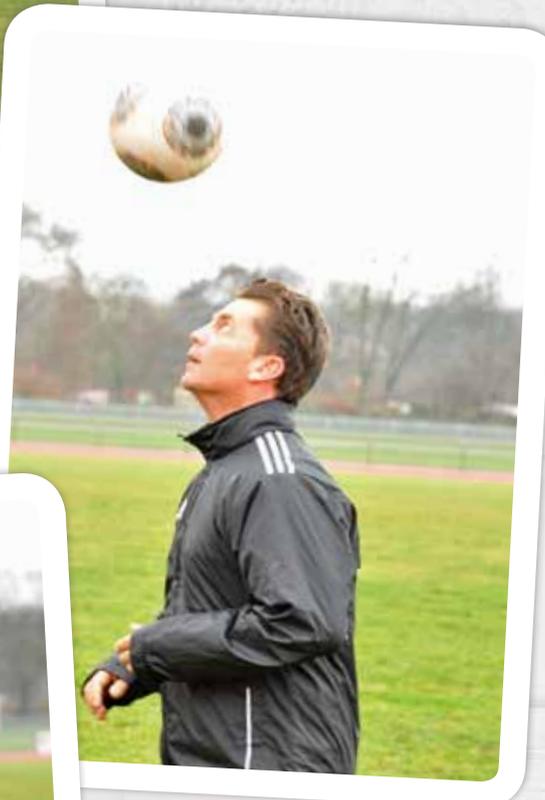

Film zum Artikel online:
youtube.com/user/proMedienmagazin

„Jesus war kein Weichei“

Christen hielt Colin Bell lange Zeit für Spinner. Der Fußballtrainer und frühere Zweitligaprofi vom FSV Mainz 05 lehnte Kirche und Religion ab, bis er Gott begegnete. pro hat den 52-jährigen Sportler bei seinem aktuellen Arbeitgeber, dem 1. FFC Frankfurt, besucht. | JOHANNES WEIL



Dass Colin Bell nichts verlernt hat, sieht man ihm an, wenn er im Training mitspielt



Fotos: pro



Für den Vormittag stehen Intervall-Läufe auf dem Trainingsplan. Das schlaucht die Fußballerinnen ganz schön. Sie stecken gerade in der Vorbereitung auf die Bundesliga-Rückrunde. Dafür nimmt Bell nachmittags das Tempo etwas raus. Nach dem Aufwärmen gibt es ein Trainingsspiel, um Spielzüge einzustudieren. Bell, selbst früherer Schrecken mancher Stürmer, spielt mit. Den Spielerinnen gibt er kurze, aber prägnante Tipps. Obwohl Bell sehr ehrgeizig ist, wirkt er geerdet.

pro: Herr Bell, Sie sind gebürtiger Engländer. Wie kamen Sie nach Deutschland?

Bell: Ich bin im englischen Leicester aufgewachsen. Mit 16 Jahren habe ich die Schule geschmissen und bin dort Fußballprofi geworden. Als mich der Trainer vor der Saison 1982 aussortiert hat, war das ein Tiefschlag. Ein Spielerberater hat mich dann nach Deutschland vermittelt. Angefangen habe ich beim VfL Hamm in der Oberliga Südwest.

Sie verfügen über Erfahrungen mit Herren- und Frauenmannschaften. Wo liegt der Unterschied?

Von den Trainingsabläufen gibt es gar nicht so viele Unterschiede. Die Art und Weise, wie ich meine Mannschaft erreiche, unterscheidet sich. Da habe ich einen Lernprozess durchgemacht. Die Frauen sind emotionaler, sie zweifeln häufiger und brauchen mehr Zuspruch. Bei Männern ist das oberflächlicher, wobei das natürlich auch vom Typ abhängt. Als Trainer möchte ich die Herzen der Spieler erreichen und trotz Leistungsanspruch eine gute Harmonie haben.

Ab wann hat Gott in Ihrem Leben eine Rolle gespielt?

Als Jugendlicher habe ich die Kirche abgelehnt. So etwas brauchte ich nicht. Im Rückblick auf mein Leben muss ich sagen, dass ich Gottes Ruf am Anfang nicht erkannt habe. 2003/04 lief sportlich zunächst alles wunderbar. Wir sind mit der zweiten Mannschaft des FSV Mainz 05 bis



in die höchste deutsche Amateur-Klasse aufgestiegen und haben uns vier Mal für den DFB-Pokal qualifiziert. Ich habe mich in dieser Zeit durch meine Leistung definiert und bin dadurch definiert worden. Und dann lief es auf einmal nicht mehr so gut. In meiner Ehe kriselte es. Ich habe ein sehr egoistisches Leben geführt. Bei einem Auswärtsspiel in Pfullendorf bekam ich von einem Fremden eine Sportler-Bibel geschenkt. Ich wusste nicht, was ich damit sollte und habe sie in die Schublade gelegt. Wenige Wochen später habe ich eine weitere Sportler-Bibel geschenkt bekommen. Jetzt hatte ich schon zwei Bücher, die ich nicht brauchte.

Und was passierte dann?

Ich habe mir trotz allem die drängenden Lebensfragen gestellt. Was kommt nach dem Tod? Wofür lebst du eigentlich? Und ich hatte keine Antworten. Im Verein lief es nicht mehr rund. Eine Niederlage folgte auf die andere. Auf einmal waren wir Tabellenletzter. Wir unterlagen gegen meinen ersten Verein TuS Koblenz mit 0:2. Die Koblenzer Fans überschütteten mich mit Häme und Spott. Irgendwann in dieser Zeit bin ich beim Fernsehen auf CNBC Europe hängengeblieben. Dort erzählte der Amerikaner Bayless Conley seine Lebensgeschichte und wie er zum Glauben gekommen ist. Eigentlich wollte ich umschalten, aber ich blieb dran. Ich erfuhr Wahrheiten über Jesus, die ich so noch nie gehört hatte. Dann nahm ich die Sportlerbibel zur Hand. Beeindruckt hat mich der Lebensbericht des moldawischen Taekwondo-Kämpfers Ion Keptene. Mein Trainerkollege Brent Goulet erzählte mir in dieser Zeit, dass er für mich betete. Wir haben uns an einem Abend in einer Kneipe getroffen. Er packte eine Riesenbibel aus und alle Besucher starrten uns an. Mir war das zunächst peinlich, aber an diesem Abend erzählte Brent mir, was Gott für mich ge-

tan hat. Er beantwortete mir alle Fragen. In dieser Nacht träumte ich meine ganze Lebensgeschichte. Als ich wach wurde, bin ich vor Gott auf die Knie gefallen und habe gesagt: „Wenn das mit dir alles wahr ist, muss ich zu dir gehören. Vergib mir!“ Ich war sicher, dass das mit Jesus stimmen musste und dass er etwas mit mir vorhatte. Ich spürte eine tiefe innere Ruhe. Das war am 14. November 2004.

Spielt Ihr Christsein in Ihrem Trainerberuf eine Rolle?

Ja. Bei meiner ersten Trainerstation in Münster hatte ich den Anspruch, ein perfekter Christ und Trainer zu sein. Ich war Leistungssportler und konnte etwas für Gott tun. Dann kamen die Momente, in denen ich scheiterte. Ich hatte einen Hörsturz und meine Mannschaft verlor. Doch Gott liebte mich trotzdem. Er gab mir nach der Entlassung in Münster ein halbes Jahr Zeit, dies zu lernen. Ich kehrte zu meinem alten Verein nach Koblenz zurück, wo mich die Fans verspottet hatten. Als Trainer werde ich nie die Bibel vor meinen Mannschaften auspacken. Ich will Jesus lieber durch mein Auftreten und meine Lebensweise bezeugen. Trotzdem bleibe ich ehrgeizig und möchte gewinnen. Ich möchte auch außerhalb des Platzes für die Menschen da sein. Dort entstehen oft gute Gespräche. Ich weiß, dass ein Spieler eines alten Vereins für mich betet. Mit einer Spielerin habe ich nach einem Todesfall in ihrer Familie viel über das Warum geredet.

Gibt es andere christliche Profis, mit denen Sie sich austauschen?

Ja, die gibt es. Zum Beispiel die Trainer Frank Schäfer vom 1. FC Köln und Markus Högner von der SGS Essen.

Beten Sie für den sportlichen Erfolg?

Eigentlich habe ich gedacht, dass man dies nicht machen soll. Aber es gab bestimmte Situationen, in denen ich Dinge bei Gott abgegeben habe.

Können Christen besser mit Niederlagen umgehen?

Ich persönlich verliere nicht gerne. Ich weiß, dass Jesus alles in der Hand hat. Das lässt mich im Glauben wachsen.

Welche Momente würden Sie gerne aus Ihrem Gedächtnis streichen?

Bei meinen Trainerstationen bei Dynamo Dresden und Preußen Münster bin ich gescheitert. Münster war meine erste Trainerstation als Christ. Dort habe ich viel darüber nachgedacht, was ich hätte besser machen können. Ich glaube aber, dass Gott mich trotz der Misserfolge dort haben wollte. Er hat seine Hand über mir gehalten und mir auch in der schweren Zeit Kraft gegeben.

Sie engagieren sich bei der Organisation Sportler ruft Sportler. Wie kam der Kontakt zu deren sportmissionarischer Arbeit zustande?

Als ich mich für Jesus entschied, habe ich in der Sportler-Bibel geblättert. Ich hatte das Gefühl, ich sollte mich engagieren und bei den Herausgebern anrufen. Zwischen 2005 und 2009 habe ich einzelne Veranstaltungen besucht. Ich habe gebetet, dass Gott mir einen Weg zeigt, wie ich aktiv von dem weiter erzählen kann, was ich erlebt habe. Ich wollte bei vielen Menschen ein Feuer für Jesus entfachen oder das bestehende Feuer erhalten. Wir trafen uns bei Sportler ruft Sportler. Deren Chef „Hannes“ Schmidts sagte mir, dass

sie seit drei Jahren für einen gläubigen Sportler gebetet hätten, der solche eine Aufgabe übernehmen kann. Das war der Beginn der Predigtienste und der Fußballschule für junge Menschen.

Eignet sich der Sport besonders gut, um mit Menschen über den Glauben zu reden?

Der Sport verbindet auf jeden Fall. Viele Menschen haben in irgendeiner Weise damit zu tun. Er kann Vertrauen aufbauen und Türen öffnen. Ich nenne ein Beispiel: Beim Spiel der Kölner Traditionsmannschaft, für die ich kicke, haben wir gegen einen Dorfclub gespielt. In der Halbzeit habe ich in einem Interview von meinem Glauben erzählt, in der zweiten Halbzeit bin ich durch eine rüde Aktion aufgefallen. Das war kein gutes Zeugnis. Obwohl es mein Fehler war, hatte Gott seine Finger im Spiel. Unter der Dusche ergab sich noch ein Gespräch mit einem Sportler über den Glauben.

Welche Werte wollen Sie jungen Menschen vermitteln?

Auf jeden Fall Nächstenliebe und gegenseitige Unterstützung im Umgang miteinander. Jesus war hier ein Vorbild für uns. Er war kein Weichei. Wir dürfen den Glauben auch hinterfragen und Gott von ganzem Herzen suchen.

Sie sind Laienprediger. Was reizt Sie daran zu predigen?

Bestimmte Fragen im Leben stellt sich jeder Mensch. Gott gibt die Antworten darauf. Es gibt Beweise für Gottes Existenz. Davon möchte ich erzählen. Ich vergleiche Christsein immer mit einem Fußballspiel. Es geht aus meiner Sicht immer erst richtig los, wenn es 0:1 steht. Das kannst du nicht hinnehmen. Du musst Farbe bekennen. Christen müssen den Mut haben, zu sagen, warum sie glauben. Gott führt kein Buch über unser Versagen. Er möchte uns erziehen und formen. Das ist kein Freibrief für unser Verhalten, aber es entlastet.

Welches ist Ihre Lieblingsgeschichte oder Ihr Lieblingsvers in der Bibel?

Die Aussage in Johannes 14,6, dass Jesus der einzige Weg zum ewigen Leben ist, ist schon krass. Auch die ersten Worte des Johannes-Evangeliums finde ich großartig. Als drittes fällt mir die Zusage Gottes im Zweiten Thessalonicher-Brief ein, dass Gott treu ist.

Welche Bibelstellen bereiten Ihnen Probleme?

Keine.

In gesellschaftlichen Debatten wird oft von Toleranz gesprochen und diese eingefordert. Welche Bedeutung hat Toleranz für Sie?

Grundsätzlich gilt für mich: Wer urteilt, der wird verurteilt. Jeder Mensch hat das Recht zu glauben, was er glaubt, und zu leben, was er lebt. Ich kann eine Meinung tolerieren, das heißt aber nicht, dass ich sie teile. Der postmoderne Relativismus ist gefährlich. Er suggeriert, dass es keine Wahrheit gibt, an der wir uns orientieren können. Nichts ist wichtig, weil es nichts Absolutes gibt. Es heißt immer, dass jeder Mensch die Freiheit haben sollte, seine Meinung zu äußern. Aber kann ich das wirklich, auch wenn ich gerade nicht denke, was „politisch korrekt“ ist? Wird diese Meinung dann toleriert oder wird sie wiederum als Intoleranz bewertet, obwohl wir doch alle von Toleranz reden? Eine andere Form der Weltanschauung ist der Naturalismus, bei dem wir nur auf Gehirn und Nervenzellen reduziert und durch die Gesetze von Physik und Chemie bestimmt werden. Auch hier kann es keine objektive Moral geben. Der Mensch braucht jedoch eine Orientierung an festen und nicht relativierbaren Werten – und deswegen halte ich mich an Jesus Christus.

Was kann ein Fußballer von Christen lernen?

Für sein Leben, dass er die Bedeutung von Jesus Christus persönlich annimmt und das beherzigt. Auf dem Platz, dass er versucht, mit ehrlichen Mitteln zu gewinnen.



Film zum Artikel online:
youtube.com/user/proMedienmagazin

Was können Christen von Fußballern lernen?

Am wichtigsten finde ich es, das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren.

Welches Buch lesen Sie gerade?

„Reasonable Faith“ von William Lane Craig. Er liefert in seinem Buch Beweise für Gott und Argumentationshilfen. Das ist sehr hilfreich für den eigenen Glauben.

Vielen Dank für das Gespräch.

Colin Bell begann seine Karriere als Verteidiger bei seinem Heimatklub Leicester City in England. In Deutschland spielte er vor allem in der Oberliga Südwest, der damals höchsten deutschen Amateurligaklasse. 1988 gelang ihm mit dem FSV Mainz 05 der Aufstieg in die Zweite Bundesliga. Ein Jahr später begann er seine Trainerlaufbahn bei der TuS Koblenz. Er war Co-Trainer beim 1. FC Köln und kam später zu den Amateuren des FSV Mainz 05, mit denen er sich vier Mal für den DFB-Pokal qualifizierte. Seit dieser Saison ist er Trainer bei den Bundesliga-Frauen des 1. FFC Frankfurt. Colin Bell besucht die Brüdergemeinde in Wissen/Sieg im Westerwald.



Fingerspitzengefühl ist auch im persönlichen Gespräch mit seinen Schützlingen gefragt

Leserreaktionen zu pro 6/2013

Zum Titel „Die Sünden der Frommen“

Vielen Dank für das Interview mit Michael Diener. Er spricht mir aus dem Herzen. Auch ich werde mit Petitionen zu sexual-ethischen Themen überschwemmt und auch ich vermisse den Aufschrei von Christen gegen die europäische Asylpolitik. Wo bleiben die Christen, die sich für Flüchtlinge einsetzen? Und an Michael Diener: Könnte nicht gerade die Evangelische Allianz hier eine viel aktivere Rolle spielen? Ich hoffe sehr, dass „wir Frommen“ unsere Maßstäbe wieder vermehrt an der Bibel ausrichten und die wirklich wichtigen Themen aufnehmen, anstatt aus biblischen Mücken menschliche Elefanten zu machen.

Adrian Hartmann, CH-Uster

Ich traute meinen Augen nicht, als ich diesen Artikel las. Ich kenne keinen Frommen von dieser Art. Man kann auch keinen fromm nennen, der in der Messe das Schuldbekenntnis betet und dann andere verurteilt. Selbstgerechtigkeit muss jedem Frommen fremd sein. Und die Spießigkeit, die da erwähnt wird, ist das Vorurteil der Atheisten. Humorlosigkeit kann auch keinem Frommen heute vorgeworfen werden, wenn man manche Messegestaltung sieht. Dieser Artikel ist eine pauschale Verurteilung genau in dem Sinne, den er angeblich beklagt.

Elisabeth Weddemann, per E-Mail

Aussagen wie die von Präses Diener in dem pro-Interview findet man von evangelikaler Seite leider höchst selten, obwohl sie doch dem Geist und Wort Jesu so nahe sind. Ich würde mich sehr darüber freuen, wenn es bei uns Evangelikalen zu einem Umdenken kommen würde und wir uns genauso vehement für Flüchtlinge einsetzen würden wie für das ungeborene Leben; für den Schutz von Gottes Schöpfung vor gierigen Kapitalinteressen genauso selbstverständlich wie für den Schutz von Ehe und Familie. Die Verlautbarungen von evangelikaler Seite sind meist so einseitig, dass man sich nicht wundern muss, dass sie so wenig ernst genommen werden.

Gotthold Enners, per E-Mail

Als ehemaliger Christ sehe ich manches, was aus dem evangelikalen Umfeld kommt, sehr kritisch und halte einige Ansichten für unreflektiert und eher lebensfern. Umso mehr habe ich mich über die Artikel der aktuellen Ausgabe gefreut, die durchgehend sehr objektiv und intellektuell sehr ansprechend waren.

David Förster, Tübingen

Zu „Sven Fischer“ und „Guido Cantz“

Beim Lesen dieser Ausgabe bin ich wirklich erstaunt gewesen. Um es vorweg zu nehmen: Ich freue mich von Herzen über jeden Menschen, der eine Gottesbeziehung hat und auch dazu steht. Dennoch stelle ich zunehmend fest, dass der Glaube an Gott oftmals nur das Sahnehäubchen zu sein scheint, das dem eigenen Leben ein angenehmeres Gefühl gibt. In den abgedruckten Interviews mit Sven Fischer und Guido Cantz lese ich, dass jeder den Glauben so leben sollte, wie es zum eigenen Leben am besten passt bzw. dass es um ein Abendgebet mit dem Kind geht, dass der „liebe Gott uns beschützen soll“. (Das (Abend-)Gebet finde ich sehr wichtig!) Aber eine verbindliche Zugehörigkeit und Mitarbeit in einer Ortsgemeinde – Fehlanzeige. Die Bedeutung von Jesus Christus im persönlichen Glaubensleben – nie gehört. Wirklich schade.

Ich würde mir so sehr wünschen, dass von unseren Kanzeln wieder klarer gepredigt wird und auch jeder Christ im Alltag unbefangen und verständlich beschreiben könnte, was Glaube, was Christsein heißt: Von Gottes unglaublicher Liebe jedem Menschen weitersagen, die eigene Sündhaftigkeit bekennen, die Rolle von Jesus Christus bei der Vergebung annehmen und nicht zuletzt für die Zugehörigkeit und Mitarbeit bei einer bibeltreuen Ortsgemeinde eintreten.

Iris Rannefeld, per E-Mail

Zu „(Nicht) zurück zur Religion“

Der Trend, dass viele Menschen der Kirche die Gefolgschaft verweigern, aber trotzdem gläubig bleiben, kommt nicht überraschend. Denn das Problem hier-



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

zulande besteht vor allem darin, dass die höheren Repräsentanten des Katholizismus und des Protestantismus kaum noch in der Öffentlichkeit Antworten auf die drängenden sozialen Probleme dieser Gesellschaft geben. Was erheblich Glaubwürdigkeit und Vertrauen kostet, da nun einmal die Aufgabe des Christentums darin besteht, Partei für die schwächsten Individuen zu ergreifen.

Rasmus Helt, Hamburg

Zu „Zufall in Gefahr“

So langsam merken einige atheistische Philosophen doch, dass das Universum und das Leben nicht durch Zufall entstanden sein können und dass da eine höhere Intelligenz am Werk gewesen sein muss. Doch viele von ihnen lehnen einen Gott immer noch ab, für sie darf es keine höhere Intelligenz über ihnen geben! Wenn man jedoch überlegt, wieviel Intelligenz der Mensch benötigt für all seine Erfindungen, die er bis jetzt geschaffen hat und noch schaffen will, dann soll die alle menschliche Intelligenz weit übersteigende Schöpfung durch einen dummen Zufall entstanden sein? Es gibt doch noch zu viele intelligente Menschen, die diesen dummen Zufall als ihren Gott anbeten!

Dieter Maiwald, Stuttgart

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet



pro-Redakteur Norbert Schäfer.
Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 57

Flucht in **letzter Minute**

5.000 Kilometer hat er auf seiner Flucht hinter sich gebracht. Dem Afghanen Farid droht in seiner Heimat der Tod, weil er für die Bundeswehr gearbeitet hat. Die Geschichte von seiner Flucht vor den Taliban – und wie er über Facebook vom Ende seines Überlebenskrimis erfährt. | VON SEBASTIAN SCHRAMM



5.000 Kilometer ist Farid von Afghanistan nach Deutschland geflohen. Momentan lernt er Deutsch

Fotos: Sebastian Schramm

Happy Birthday to myself! Alone but alive! – Alles Gute zu meinem Geburtstag! Allein, aber lebendig!“, ist am 12. Januar auf Farids* Seite bei Facebook zu lesen. Geschrieben hat er es selbst. Seinen 22. Geburtstag verbringt der junge Mann in dem deutschen Asylbewerberwohnheim, in dem er Übergangsweise untergebracht ist. Seine Gedanken sind bei seiner Familie und den Freunden, die er in Afghanistan zurückgelassen hat.

In Deutschland ist Farid in Sicherheit. Endlich. In seiner Heimat ist er nur knapp dem Tod entgangen. Weil er der Bundeswehr geholfen hat, Deutschland am Hindukusch zu verteidigen, wie es der ehemalige Verteidigungsminister Peter Struck einst schwungvoll formulierte. Genau das hat Farid in den Augen der Taliban zum Verräter gemacht. Dafür wollen sie ihn töten. In seiner Flucht sieht er den einzigen Ausweg.



Nachschubgüter, Personal und auch die Post werden größtenteils per Lufttransport in das abgelegene Feldlager OP North gebracht. Für Farid ist es der erste Flug seines Lebens

Farid war „Ortskraft“ der Bundeswehr, hat als „Sprachmittler“ gearbeitet – so heißen die Übersetzer im Sprachgebrauch des Militärs. Sein Kindheitstraum war das nicht. Eigentlich will er Informatik studieren. Er hat sogar schon einen Studienplatz in Jalalabad, nahe der Grenze zu Pakistan. Doch wegen der Sicherheitslage und weil seine Eltern das Geld dafür nicht haben, kann er das Studium nicht antreten. Er muss arbeiten, um die Familie zu unterstützen.

Ein Jahr lang arbeitet er für eine Hilfsorganisation, dann wird er von der Bundeswehr angeworben. Familie und Freunde raten ihm ab. Es sei zu gefährlich, er müsse an seine eigene Sicherheit denken. Farid steckt in einer Zwickmühle: Ja, der Job ist gefährlich. Aber wenn er ein paar Jahre als Sprachmittler arbeitet, so denkt er, kann er der Familie helfen und etwas Geld beiseite legen, um später doch noch zu studieren. Also sagt er zu.

Interkultureller Brückenbauer

Im April 2011 geht es los. Es ist sein erster Flug überhaupt, der ihn per Helikopter zum „Observation Post (OP) North“ in der Provinz Baghlan, am Fuße des Hindukusch, bringt. Im Konturenflug,

dicht über dem Boden, um den Gegnern kein leichtes Ziel zu bieten, geht es über Teile Nordafghanistans, die er noch nie zuvor gesehen hat, bis zum abgelegenen Feldlager der Bundeswehr. Farid sieht verstreute Zelte und Holzverschläge, alles wirkt provisorisch. Die Bundeswehr wollte sich an dem Beobachtungspunkt am Highway nach Kunduz nie dauerhaft einrichten. Zu Spitzenzeiten waren dort dennoch mehr als 700 Soldaten stationiert.

Farid wird einer Infanterie-Kompanie zugeteilt. Bei oft mehrtägigen Patrouillen außerhalb des Lagers übersetzt er Dari und Paschtu, beides afghanische Sprachen, ins Englische. Farid ist schmal gebaut, hat mit dem Gewicht der Schutzweste zu kämpfen. Als nach einigen Monaten ein Übersetzer für Aufgaben innerhalb des Lagers gesucht wird, meldet er sich freiwillig. Fortan steht er dem „Lager-Sheriff“ zur Seite, der für die Ordnung



Farid ist fasziniert von der modernen Ausrüstung der Soldaten

im Lager zuständig ist. Zu dessen Aufgaben gehört auch die Abstimmung mit den Soldaten der Afghanischen Nationalarmee (ANA), die den deutschen Außenposten bewachen. Farid wird zu einem wichtigen Bindeglied zwischen ihnen und den Deutschen. Die Arbeit macht ihm Spaß. Bis zum Frühjahr 2013.

Der lange Arm der Taliban

Danach wird für Farid alles anders. Mehrfach erhält er mitten in der Nacht Anrufe von Unbekannten. Anfangs sagen sie nur, sie wüssten, dass er für die Internationale Schutztruppe für Afghanistan, ISAF, arbeite. In seinem eigenen Interesse solle er so schnell wie möglich kündigen. Farid glaubt, seine Freunde spielen ihm einen Streich. Doch die Schärfe der Drohungen nimmt zu: „Du wirst deine gerechte Bestrafung erhalten, wenn du nicht aufhörst, für ISAF zu arbeiten. Wir werden dich töten. Und danach deine Familie.“ Ihm wird klar, das ist kein Scherz. Das ist echt. Das gilt ihm. Der Vorgesetzte, dem er die Vorfälle meldet, versucht ihn zu beruhigen. Ohne Erfolg.

Irgendwann hören die Anrufe auf. Dafür bekommt Farid unerwartet Post im Lager. In dem offiziellen Schreiben der Taliban heißt

es, er sei ein Verräter. Die Entscheidung sei gefallen, er werde nun keine weiteren Warnungen erhalten und solle auf seine Strafe warten. Man werde ihn enthaupten, wie andere Verräter vor ihm.

Als die letzten Bundeswehrsoldaten im Juni 2013 den OP North verlassen, geht auch Farid mit den Deutschen zurück ins Hauptlager nach Masar-e Sharif. Eine seiner jüngeren Schwestern erhält einen Drohanruf. Das sei die allerletzte Warnung.

Zeit zu fliehen

Es passiert an einem Freitag, da haben die meisten Sprachmittler frei. Mit Freunden trifft sich Farid zu einem Picknick außerhalb der Stadt. Auf dem Rückweg bemerkt der damals 21-Jährige plötzlich, dass die Männer, die auf Motorrädern hinter ihnen fahren, bewaffnet sind. Schüsse. Nur knapp entgeht Farid dem Attentat.

Farid ist verzweifelt. Die Bundeswehr hat zu dieser Zeit bereits Ansprechstellen für bedrohte Ortskräfte eingerichtet. Besonders Gefährdete sollen nach Deutschland ausreisen dürfen. In ausführlichen Interviews schildert Farid, was ihm widerfahren ist. Seine Akte geht an die deutsche Botschaft und zur Entscheidung weiter nach Berlin. Bis nach der Bundestagswahl im Herbst 2013 müsse er sich wohl aber gedulden.

Anfang September kann er die Anspannung nicht länger ertragen. Die ständige Angst, jederzeit und überall von den Taliban aufgespürt zu werden, zermürbt ihn. Während eines 15-tägigen Urlaubs erreicht ihn die Nachricht vom Tod eines guten Freundes. Er war Sprachmittler für die Amerikaner. Ihn hätten die Taliban an einer Straßensperre gefasst, öffentlich gefoltert und dann enthauptet.

Farid verlässt das Land – bevor es zu spät ist. Für rund 3.000 Euro besorgt er sich binnen weniger Tage ein türkisches Visum. Er fliegt nach Istanbul. Sein Ziel heißt Zeytinburnu, ein Stadtteil, in dem sich sehr viele Flüchtlinge aufhalten sollen. Über die sozialen Netzwerke im Internet geben viele Exil-Afghanen ihre Erfahrungen weiter. Es dauert nicht lange, bis er dort von Schleusern angesprochen wird. Farid weiß, dass er nicht in der Türkei bleiben kann. Etwa 2.200 Euro verlangen sie, um ihn auf dem Landweg nach Griechenland zu bringen. Griechenland – das brächte ihn zumindest näher an Deutschland.

Wie Facebook Leben verändert

In zwei Schlauchbooten überqueren die Schleuser und insgesamt acht Flüchtlinge sechs der Seitenarme im Delta des Grenzflusses Evros. Als eines der Boote bei der dritten Überfahrt platzt, entgeht Farid nur knapp dem Ertrinken – er hat nie Schwimmen gelernt. Tagsüber verstecken sie sich in den Wäldern, nachts marschieren sie. Nachdem sie die Grenze überquert haben, geht es mit Bussen weiter. Sechs Tage und Nächte sind sie unterwegs. Völlig entkräftet erreichen sie Athen. Für Farid ist die Tortur noch nicht zu Ende. Die Schleuserbande hält ihn eine Woche lang in einem Kellerraum gefangen. Was die Männer sagen, die ihn immer wieder zu begutachten scheinen, kann er zwar nicht verstehen. Aber Farid ist sich sicher, die Menschenschmuggler wollen ihn zurück nach Afghanistan bringen. Farid flieht erneut. In einem Park in Athen, in dem er die Nächte verbringt, wird er von griechischen Rechtsradikalen verprügelt und ausgeraubt. Zu holen ist bei ihm nicht viel.

In einem Internetcafé erreicht ihn die Nachricht von Freunden aus Afghanistan, die seine Verzweiflung im Handumdrehen in Hoffnung verwandelt. Sie sagen ihm, er müsse sich nicht weiter auf eigene Faust durchschlagen. Seine Vorgesetzten der Einsatzwehrverwaltung in Masar-e-Sharif versuchten bereits vergeblich, ihn zu erreichen. Sein Antrag auf Aufnahme in Deutschland sei bewilligt worden. Er solle sich umgehend an die Botschaft in Athen wenden.



Fotos: Sebastian Schramm

Das hektische Treiben in dem deutschen Einkaufszentrum in der Vorweihnachtszeit macht Farid sprachlos. Es ist eine andere Welt

Beim Gedanken an die Familie wird seine Euphorie schnell gebremst. Er ist in Sicherheit. Seine Eltern und jüngeren Geschwister aber leben jetzt wie Kriminelle in einem Versteck, seitdem auch sie bedroht werden. Wovon sollen sie leben, wenn die Eltern nicht mehr zur Arbeit gehen?

Bis zu seiner Ausreise bringt man ihn im Gästehaus einer deutschsprachigen katholischen Gemeinde unter. Es dauert noch fast vier Wochen, bis in Deutschland alle notwendigen Vorbereitungen getroffen sind. Am 18. November ist es dann soweit. Morgens um zehn landet Farid im wolkenverhangenen Berlin. Die Jacke, die er trägt, ist für die winterlichen Temperaturen viel zu dünn. In Griechenland, wo er sie vor Kurzem erst gekauft hat, war sie völlig ausreichend. Zwei freundliche Mitarbeiter der Ausländerbehörde holen ihn am Flughafen ab und bringen ihn mit dem Auto zu dem Asylbewerberwohnheim. Schon als er während der Fahrt aus dem Fenster schaut, wird ihm deutlich, dass er in einer anderen Welt angekommen ist.

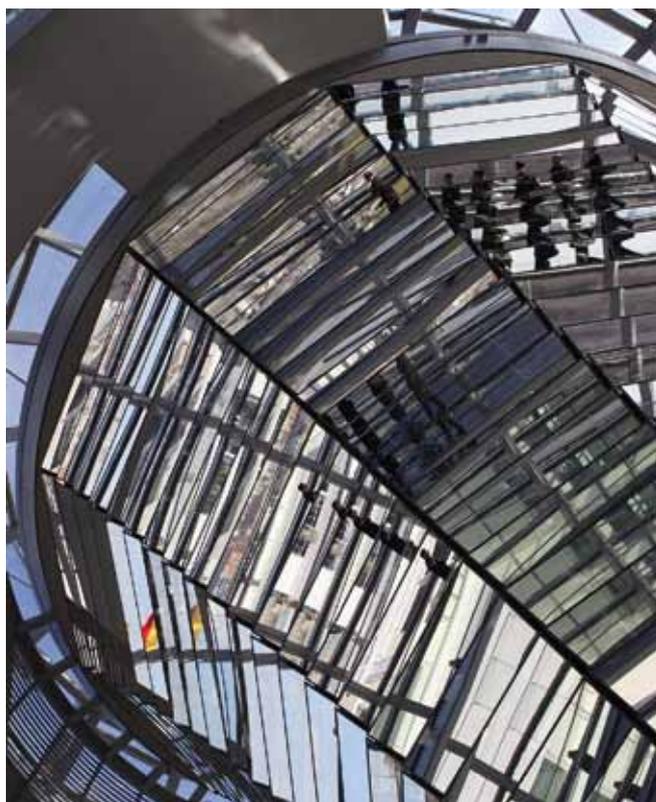
In Deutschland muss er nun neu beginnen. Aber er hat neue Hoffnung geschöpft. Ob er hier studieren könne, hat er gleich gefragt. Das sei ein großer Wunsch. Dazu müsse er erst einmal Deutsch lernen, teilt man ihm in der Behörde mit. Das will Farid – so schnell wie möglich. Den 22. Geburtstag verbringt er allein. Aber er ist noch am Leben. Und am Tag darauf beginnt er einen Deutschkurs – aus dem Sprachmittler wird wieder ein Sprachschüler. ■ (* Name von der Redaktion geändert)

Wie christlich ist die Groko?

Die religiöse Eidesformel haben alle neuen Minister zwar geschworen. Doch wird die Große Koalition auch einem christlichen Kompass folgen? | VON WOLFRAM WEIMER

Der Wirtschaft ist sie zu reglementierend, die Linken finden sie zu bürgerlich, den Sparsamen kommt sie zu ausgabenfreudig vor, der Opposition ist sie zu groß. Was aber dürfen Christen von der Großen Koalition erwarten? Zunächst überraschte das schwarz-rote Kabinett bei der Vereidigung auf die Verfassung. Denn da setzte die neue Ministerriege geschlossen auf Gottes Beistand. Sämtliche 15 Minister von CDU, CSU und SPD gehören einer christlichen Kirche an und leisteten ihren Amtseid mit dem religiösen Zusatz „So wahr mir Gott helfe“. Es ist den Ministern auch möglich, ihren Eid „ohne religiöse Beteuerung“ zu leisten. Sie sagen dann nur: „Ich schwöre es.“

Doch steckt hinter der Geste auch Substanz? Ein Blick in den Koalitionsvertrag zeigt erst einmal Erfreuliches. So heißt es ausdrücklich: „Auf der Basis der christlichen Prägung unseres Landes setzen wir uns für ein gleichberechtigtes gesellschaftliches Miteinander in Vielfalt ein.“ Das kirchliche Institutionengefüge wird betont gewürdigt. Die Kirchen und ihre Wohlfahrtsverbände seien in vielen Bereichen der Gesellschaft unverzichtbar, etwa in Bildung, Gesundheit, Sozialem, Pflege, Beratung und Kultur. Zahlreiche Leistungen kirchlicher Einrichtungen seien nur möglich, weil die Kirchen „im erheblichen Umfang“ eigene Mittel beisteuerten und Kirchenmitglieder sich ehrenamtlich engagierten: „Wir halten daher auch am System der Kirchensteuer fest, damit die Kirchen Planungssicherheit haben.“ Im Blick auf das 500. Reformationsjubiläum 2017 kündigen die Koalitionspartner an, dass der Staat „einen angemessenen Beitrag“ leisten werde. Erstmals wird in einem Koalitionsvertrag auch die Lage der christlichen Minderheiten in ihrer Dramatik genannt. So verpflichtet sich die neue Bundesregierung zur „Solidarität mit benachteiligten und unterdrückten religiösen Minderheiten“ als „besonderes Anliegen“. In vielen Ländern der Welt würden „besonders Christen wegen ihres Glaubens bedrängt, verfolgt und vertrieben“, heißt es. Man beobachte mit Sorge, „dass die Lage der Christen und anderer religiöser und ethnischer Minderheiten in Nordafrika, dem Nahen oder Mittleren Osten nach dem Sturz der autoritären Regime sich zum Schlechteren entwickelt“. Die Koalition werde deshalb die Entwicklung pluralistischer Gesellschaften, in denen Religionsfreiheit garantiert und umgesetzt wird, „mit aller Kraft unterstützen“. Christen müssten in diesen Regionen eine Zukunft haben. Die Koalition kündigt ferner an, in Deutschland einen „intensiven“ Dialog mit den Kirchen, Religionsgemeinschaften und religiösen Vereinigungen zu fördern.



Die große Koalition hat ihre Arbeit begonnen. Was ist aus christlicher Sicht zu erwarten?

Foto: Julia Nowak-Katz

Zu den formalen Pluspunkten aus christlicher Sicht zählt auch die grundsätzliche Absicht, Ehe und Familie zu stärken. Dazu heißt es schwungvoll: „Wo Menschen dauerhaft Verantwortung übernehmen, wollen wir sie unterstützen.“ Konkret folgt dann freilich eher wenig. Ein wenig Kita-Ausbau hier, eine Rentenaufstockung für ältere Mütter da. Eine schlüssige, entschiedene, christliche Familienpolitik wird das noch lange nicht. Die tieferen Ursachen für demografische Krise, Kinderlosigkeit, Singlegesellschaft werden ignoriert. Eine mutige Familien- und Kinderpolitik sähe anders aus. Und auf die Frage, wie das Lebensrecht ungeborener Kinder besser geschützt werden kann, wird in dem Vertrag gar nicht eingegangen. Manche Christen sind nicht nur deshalb über die Große Koalition enttäuscht. Sie machen sich auch Sorgen, dass die Schlüsselfrage unseres Staates, seine unerträgliche Schuldenlast, unbeantwortet bleibt. Zwar wird ein Ende der Neuverschuldung für diese Legislatur in Aussicht gestellt, doch wirklich beschlossen sind bislang nur gewaltige Ausgabenprogramme. So hat die neue Arbeitsministerin Andrea Nahles ein gigantisches Renten-Ausgabenprogramm alter Schule verkündet. Die Retro-Rentenreform von Union und SPD – höhere Mütterrente, Rente ab 63 für langjährige Beitragszahler und höhere Erwerbsminderungsrenten – wird nach Berechnungen des Bundesarbeitsministeriums bis zum Jahr 2030 etwa 160 Milliarden Euro kosten. Nachhaltig, bescheiden und generationenverantwortlich ist das nicht.

Fazit: Es gibt aus christlicher Sicht Licht und Schatten. Die Gesten und Programme sind ein guter Anfang. Es wird nominell sogar ein Kompass christlicher Werte sichtbar, der auf Menschen- und Gemeinwohlorientierung, auf Umwelt- und Nachweltorientierung ausgerichtet ist. Doch eine konkrete, christlich motivierte Agenda gibt es nicht. Damit kommt es nun auf die Einzelentscheidungen an. ■

„Ich entschuldige mich“

Volker Beck bezeichnet sich selbst als Christ, gilt aber als einer der größten Kirchenkritiker im Bundestag. Nun haben die Grünen den Kämpfer für Homosexuellen-Rechte zum Sprecher für Kirchenpolitik gemacht. pro hat er verraten, was die Religionsgemeinschaften von ihm zu erwarten haben und wie er heute mit dem Pädophilie-Skandal seiner Partei umgeht. | DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ

pro: Ihr Vorgänger Josef Winkler war engagierter Katholik. Setzt Ihre Fraktion ein gezieltes Signal damit, nun einen Kirchenkritiker wie Sie zum Sprecher für Religionspolitik zu machen?

Volker Beck: Vielleicht nehmen Sie mich etwas zu selektiv wahr. Ich versuche immer, eine vermittelnde Rolle einzunehmen, für gegenseitigen Respekt zu werben und die Glaubensfreiheit zu verteidigen. Ich wende mich

Lassen Sie uns einen Blick auf Ihre kirchenpolitischen Positionen werfen: Sie plädieren für die Abschaffung des Paragraphen 166 StGB, der Religionsgemeinschaften vor Beschimpfungen schützt ...

Das ist sicher nicht der wichtigste Punkt: Den Gotteslästerungsparagraphen halte ich für ein Relikt des 19. Jahrhunderts. Eine Gottesdienststörung, wie durch die Femen-Aktivistin zu Weihnachten im Kölner Dom,

XVI. ging dagegen gerichtlich vor ...

Ja, ziemlich geschmacklos. Die Titanic hat das Verfahren extra breitgetreten und davon profitiert. Der Wiederherstellung des Ansehens und der Ehre des Papstes hat das nicht gedient.

Im vergangenen Jahr haben Sie ein Verbot sogenannter „Homo-Therapien“ gefordert. Damit meinen Sie Angebote für Menschen, die mit ihren homosexuellen Neigungen unglücklich sind und diese verändern möchten. Noch 2008 sagten Sie in einem Streitgespräch mit Ulrich Parzany, solche Angebote seien durch die Meinungsfreiheit geschützt ...

In den letzten Jahren haben sich viele Menschen an mich gewandt, die in solchen Therapien waren und einen erheblichen Leidensweg beschrieben haben. Der Weltärztebund WMA hat die Sanktionierung solcher Pseudo-Therapien gefordert. Dennoch halten wir an einem Nichtverbot bei Erwachsenen fest, wir wollen dies nur im Rahmen des Jugendschutzes. Jugendliche, die an solche Angebote geraten, werden krank gemacht. Da muss der Staat Wächter sein und schützen. Wir betrachten dies in unserem Entwurf zwar lediglich als Ordnungswidrigkeit, wollten dieses Signal gegen Scharlatanerie aber setzen.

Demnach schließen Sie aus, dass solche Therapien in Einzelfällen auch eine positive Wirkung haben könnten?

Die Konzepte sind schlicht unwissenschaftlich. Psychotherapie kann selbstverständlich zu Veränderungen auch im sexuellen Verhalten und Begehren führen – aber nicht zu solchen, die sich der Therapeut oder der Patient vorher gewünscht haben. Sie muss immer ergebnisoffen sein. Wer sagt: Gut gegangen ist es nur, wenn deine homosexuellen Gefühle abnehmen, ist kein Therapeut.

Sie scheinen sehr genau zu wissen, wie Organisationen, die solche Angebote machen, arbeiten. Stehen Sie mit den entsprechenden Gruppen im Gespräch?

Nein. Wenn sie mit mir sprechen wollen,



Foto: Angelika Kohlmeier

Der Grünen-Politiker Volker Beck will neu über das Verhältnis von Staat und Kirche diskutieren und den Gotteslästerungsparagraphen abschaffen

auch dagegen, den Kirchen ihre wichtige Rolle in der Zivilgesellschaft abzusprechen. Das schließt Kritik aber an bestimmten Positionen nicht aus. Ich stelle aber auch eine enorme und wachsende Aggressivität gegenüber allem Religiösen in der Gesellschaft fest, die mir Sorge macht. Ich denke etwa an die Beschneidungsdebatte im vorvergangenen Jahr – bei der ich übrigens auf der Seite der Religionsgemeinschaften stand. Ich habe nie so viel Hasspost bekommen wie bei diesem Thema, gerade auch von Atheisten.

muss selbstverständlich weiter wie ein Hausfriedensbruch bestraft werden können. Religionsgemeinschaften und Gläubige brauchen aber nicht mehr Schutz als andere gesellschaftliche Gruppen. Sie sind auch so von den allgemeinen Gesetzen vor Beleidigung und Hetze geschützt. Der Paragraph und das darauf gründende Gerichtsverfahren sorgen auch nicht dafür, dass die Kirche geschützt wird – denken Sie etwa an den Streit Titanic gegen den Papst ...

... bei dem es darum ging, dass das Satiremagazin den Papst mit urinfleckter Soutane gezeigt hatte. Benedikt

Aktuelles von Hahne

können sie das tun. Aber ich habe mir diese Dinge jahrelang angeschaut. Und ich lese die Artikel von Journalisten, die an entsprechender Stelle nachgefragt haben. Die Verwechslung der Kategorien von Sünde und Krankheit ist ein weiteres Problem dieser Ansätze.

Sehen Sie eine Chance auf eine Versöhnung zwischen Volker Beck und den Evangelikalen in Deutschland?

Dialog ist immer wichtig. Ich hatte schon Gespräche mit der Deutschen Evangelischen Allianz. Bei bioethischen Fragen wie embryonaler Stammzellenforschung stehen wir uns auch gar nicht fern. Ich empfand die Treffen mit der Allianz immer als entspannt. Ich wünschte mir, dass wir einen Punkt erreichen, an dem wir gegenseitig respektvoller miteinander umgehen – auch wenn ich nicht davon ausgehe, dass ich alle Evangelikalen davon überzeugen kann, dass Homosexualität auch gottgewollt ist.

Liebe Leserinnen und Leser,

in der pro 2 werden wir Ihnen die kirchenpolitischen Sprecher von CDU/CSU, SPD und der Linken vorstellen. Die Fraktionen hatten diese Posten zum Zeitpunkt unseres Redaktionsschlusses noch nicht vergeben.

Wenn wir schon von Respekt reden: Sie sind nicht gerade geizig mit Vorwürfen gegen Evangelikale – vor allem den Homophobie-Vorwurf stellen Sie regelmäßig in den Raum, etwa gegenüber den Unterzeichnern einer Petition gegen den Bildungsplan in Baden-Württemberg. Unterstellen Sie wirklich jedem einzelnen dieser 192.000 Unterzeichner eine Aversion gegen Homosexuelle?

Nun ja, werfen Sie mal einen Blick in die Petition selbst. Da steht die Unterstellung drin, dass Homosexualität zu Drogensucht und Suizid führt. Das darf man als anständiger Demokrat nicht unterstützen. Und ein großer Teil der Unterstützer kam von der islamophoben Website Politically Incorrect. Das sind keine Evangelikalen, sondern Rechtsextremisten.

Wie bewerten Sie den Pädophilie-Skandal Ihrer Partei – in den Sie ja auch selbst verwickelt sind – heute?

Ich habe in den 80er Jahren gegen den Mainstream in der Schwulenbewegung gefordert, dass eben nicht alles straffrei

wird. Wie ich das getan habe, war grundsätzlich falsch. Für Opfer sexuellen Missbrauchs muss das, was meine Partei in Teilen und ich einmal niedergeschrieben haben, schrecklich klingen. Dafür entschuldige ich mich. Aber dass ich in Partei und Schwulenbewegung maßgeblich die Unterstützung propädeutischer Positionen herausgedrängt habe, geriet völlig aus dem Blick. Das fand ich nicht richtig und unfair.

Sie haben öffentlich erklärt, Ihr Aufsatz im Buch „Der pädosexuelle Komplex“ aus dem Jahr 1988 sei vom Herausgeber verfälscht worden. Der Spiegel wies Ihnen nach, dass die Änderungen marginal waren ...

Was die Wahrhaftigkeit meiner Aussagen angeht: Ich habe diesen Artikel vor 26 Jahren geschrieben und konnte mich beim besten Willen nicht daran erinnern, welche Stellen der Herausgeber des entsprechenden Buches verändert hatte und welche nicht – ich wusste nur, es war etwas unautorisiert verändert worden. Die zentrale Aussage der Überschrift, die Abgabe an die Forderung, das Sexualstrafrecht zu streichen, hat der Herausgeber unterschlagen. Ich habe niemanden belogen. Ich wusste es einfach nicht besser.

Sie haben sich bei den Tagen der Begegnung einmal selbst als Christen bezeichnet, für den die Bibel einen hohen Stellenwert hat. Beschreiben Sie Ihren Glauben einmal für uns?

Glaube ist eine persönliche Sache, über die ich mich öffentlich nicht allzu gerne auslasse. Glaube ist nichts für demonstrative Akte. Ich glaube an Gott, dessen Wege höher sind als unsere. Glauben sollte nicht dazu führen, dass man mit Bibeln nach anderen Menschen wirft, sondern gemeinsam nach dem Guten strebt. In unserer Verfassung steht „in Verantwortung vor Gott und den Menschen“. Ich persönlich halte das für einen schönen Gedanken. Weil es mich als Mensch selbst zurücknimmt und darauf verweist, dass es etwas Höheres gibt und den Respekt vor dem menschlichen Leben fordert. Es warnt auch vor menschlicher Hybris. Ob die Verfassung der richtige Ort für solche Gedanken ist, darüber gibt es Diskussionen.

Herr Beck, vielen Dank für das Gespräch! ■

Eine längere Version dieses Interviews lesen Sie online auf pro-medienmagazin.de

!!!Druckfrisch!!!



Viele Jahre waren Hahnes »Worte« ständiger Begleiter für über 100 000 Leser. Jetzt gibt's – immer wieder nachgefragt – den zweiten Band mit neuen Hahne-Zitaten und aktuellen Bibelversen.

Ein immerwährender Kalender! Wert-Worte als Vitaminspritze für den Alltag!

Mit dieser sinnvollen, nachhaltigen Gabe bringen auch Sie sich bei dem Beschenkten täglich in Erinnerung!

Nr. 5.123.531

400 Seiten, gebunden, mit Farbbildern und Lesebändchen
7,8 x 10,6 cm • € 9,95

Geschenkbücher jeweils 64 Seiten, gebunden, viele Farbbilder, 16,4 x 24 cm



In einer Sprache, die junge Menschen verstehen, macht Peter Hahne im besten Sinne des Wortes »Werbung« für den Glauben an das Evangelium.

Ein beeindruckendes wertvolles Geschenk!

Nr. 5.123.514 • € 9,95

Ein Bildband mit wertvollen Gedanken von Peter Hahne und Klassikern der Literatur. Aussagen populärer Persönlichkeiten unserer Zeit.

Ideal für jede Gelegenheit und jede Generation!

Nr. 5.123.527 • € 12,95



Erhältlich bei

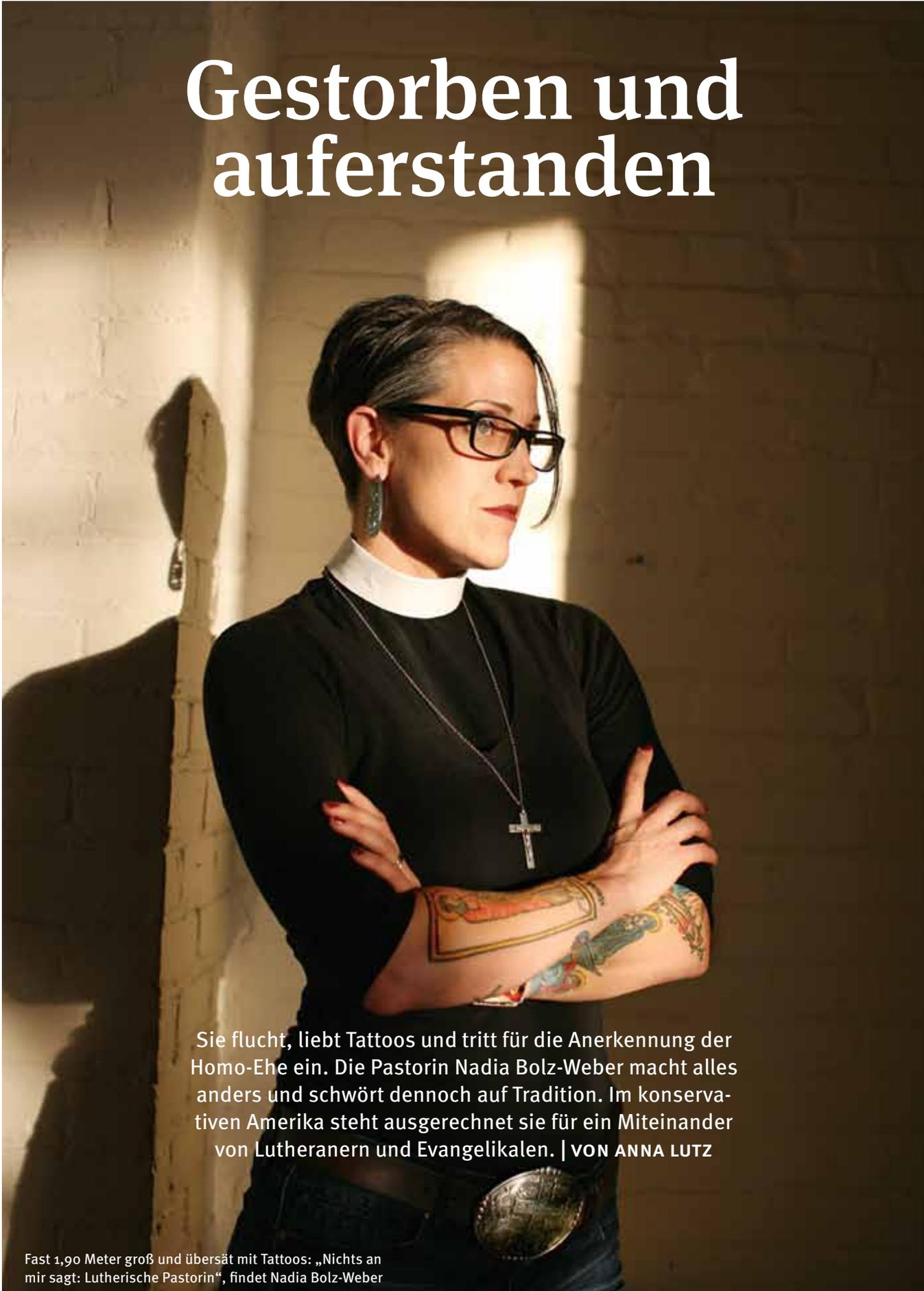
mediaKern im Kawohl Verlag

Fon 0281 96299-0 • Fax 0281 96299-100

Blumenkamper Weg 16 • 46485 Wesel

verlag@kawohl.de • www.media-kern.de

Gestorben und auferstanden

A portrait of Pastor Nadia Bolz-Weber. She is a woman with short, dark hair, wearing black-rimmed glasses, a black long-sleeved top with a white turtleneck, and a necklace with a cross. She has visible tattoos on her forearms and is wearing a large, ornate silver belt buckle. She is standing in a room with a textured wall, looking off to the side with her arms crossed.

Sie flucht, liebt Tattoos und tritt für die Anerkennung der Homo-Ehe ein. Die Pastorin Nadia Bolz-Weber macht alles anders und schwört dennoch auf Tradition. Im konservativen Amerika steht ausgerechnet sie für ein Miteinander von Lutheranern und Evangelikalen. | VON ANNA LUTZ

Fast 1,90 Meter groß und übersät mit Tattoos: „Nichts an mir sagt: Lutherische Pastorin“, findet Nadia Bolz-Weber

Foto: Courtney Perry

Die Kirche, in der Nadia Bolz-Weber sich im Jahr 1981 taufen lässt, verbietet Musikinstrumente im Gottesdienst. Frauen ist nicht nur das Predigen untersagt, sondern auch das Lehren von Jungen ab dem Teenageralter. Denn das weibliche Geschlecht, so wünscht es sich Paulus im Ersten Korintherbrief, soll in der Kirche schweigen. Das ist freilich nur eine Interpretation der biblischen Passagen, zudem eine, der die meisten Kirchen heutzutage nicht (mehr) folgen. Für die Jugend einer der derzeit populärsten Kirchenpersönlichkeiten in den USA war sie dennoch prägend: „Zur Church of Christ zu gehören – also ein Christ zu sein – bedeutete hauptsächlich, wirklich gut darin zu sein, bestimmte Dinge nicht zu tun“, schreibt Nadia Bolz-Weber in ihrer spirituellen Autobiographie mit dem Titel „Pastrix“, einem New-York-Times-Bestseller. Auf der Liste des Verbotenen führt sie auf: Trinken, Rauchen, Tanzen, Fluchen, gemischtes Schwimmen. Nicht jeder würde ihre Heimatgemeinde deshalb als fundamentalistisch bezeichnen. Nadia

der Homo-Ehe in Colorado ein – mit Verweis auf die Gleichheit aller Menschen vor dem Thron Gottes. „Im Jesus-Geschäft gibt es nicht männlich oder weiblich, jüdisch oder griechisch, Sklave oder freier Mensch, homosexuell oder hetero, da gibt es nur eine Kategorie von Menschen: Kinder Gottes“, sagte sie bei einer zivilgerichtlichen Anhörung zum Thema. Das alles klinge sogar in deutschen Landeskirchen provokativ und tut es umso mehr im konservativen Amerika. Doch egal, ob man Bolz-Webers Kirche nun als besonders fortschrittlich oder besonders unbiblich bezeichnen möchte – es lohnt sich ein Blick auf den Lebensweg dieser „Superheldin vom Planeten des alternativen Christseins“, wie die Washington Post sie einmal bezeichnet hat.

Mit 15 Jahren beginnt Bolz-Weber zu trinken. Der Gemeinde ihrer Eltern kehrt sie nach und nach den Rücken. „In dem Moment, in dem ich in der Lage war, den Unterschied zwischen dem, was die Leute sagten (jeder Sex außerhalb heterosexueller Ehen ist verboten), und dem, was sie taten (geheime Affären mit-

„Ich habe von der Kirche nichts über Gnade gelernt. Aber ich habe etwas darüber von nüchternen Alkoholikern gelernt, die es geschafft haben, trocken zu werden, indem sie ihren Willen der Fürsorge Gottes überlassen haben.“

Bolz-Weber tut es und zehrt bis heute von den Erfahrungen ihrer Kindheit – denn die Kirche, die sie selbst heute leitet, könnte nicht gegensätzlicher sein.

Bolz-Weber ist eine beeindruckende Erscheinung. Fast einen Meter neunzig groß, Tätowierungen an den Armen, im Dekolleté. Erst auf den zweiten Blick wird klar, warum die Denver Post sie einmal als „christliche Werbetafel“ bezeichnet hat. Ihren linken Arm zieren Nachzeichnungen mittelalterlicher Kunstwerke: Maria Magdalena mit den Jüngern Jesu oder Lazarus, wie er von den Toten aufersteht. Stationen des Kirchenjahres sind in knallbunten Bildern auf den rechten Arm gemalt: Advent, Weihnachten, Fastenzeit, Karfreitag, Ostern, Pfingsten – von der Schulter bis zum Handgelenk. Sie trägt gerne Jeans und schwarze T-Shirts, dazu dunkelrote Halbschuhe mit hellroten Socken, auf denen zu lesen ist: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders.“ Auf der Rückseite ihres Autos hat sie einen Aufkleber angebracht: „Lass deine Kirche sonderbar sein.“ Sie selbst sagt über sich: „Ich fluche wie ein Lastwagenfahrer, ich bin übersät mit Tattoos, und ich bin irgendwie egoistisch. Nichts an mir sagt: Lutherische Pastorin.“ Und doch ist sie eine. Die heute Mitt-Vierzigerin wurde im Jahr 2008 ordiniert, seitdem leitet sie eine Gemeinde, genannt „House for all Sinners and Saints“. Haus für alle Sünder und Heiligen. Den Titel nimmt sie genauer als es einem Teil der christlichen Öffentlichkeit recht ist. Die Hälfte des Gründungsteams ihrer Kirche besteht aus Homosexuellen, Bolz-Weber traut Lesben und Schwule und hat ein kirchliches Ritual für Transsexuelle eingeführt, die ihr Geschlecht ändern lassen. Im Jahr 2012 setzte sie sich für die Anerkennung

einander), und den Unterschied zwischen dem, was sie lehrten (Frauen waren minderwertig und den Männern untergeordnet), und der Wahrheit, die ich in der Welt erfuhr (warum bin ich dann schlauer als mein Sonntagsschullehrer?), wahrzunehmen, wusste ich, ich musste raus“, schreibt sie in „Pastrix“. Auch, dass sie sich in der Schule mit ihren homosexuellen Mitschülern besonders gut versteht, ihre Kirche aber lehrt, ihnen drohe die Ewigkeit in der Hölle, festigt ihren Entschluss. Mit 19 Jahren zieht sie von zu Hause aus, um mit einem Kifferfreund namens Scott zu leben. Schon damals hat sie ein ernstzunehmendes Alkoholproblem und raucht täglich Marihuana. Ihr erstes Tattoo sticht ihr ein Bekannter im Wohnzimmer eines drogensüchtigen Freundes. Sie beginnt, Kokain zu sniefen. An das Weihnachtsfest im Jahr 1991, zehn Jahre nach ihrer Taufe, erinnert sie sich nur noch schemenhaft: Um zehn Uhr beginnt sie zu trinken, 24 Stunden später wacht sie im Bett eines Kochs auf, den sie eher flüchtig aus dem Restaurant kennt, in dem sie arbeitet. „Ich habe angenommen, ich wäre mit 30 tot“, sagt sie heute. Doch trotz der radikalen Entfremdung von ihrer Familie und ihrem alten Lebensumfeld habe sie nie aufgehört, an Gott zu glauben. In einem Buch notiert sie damals ihre größten Helden: Che Guevara und Jesus Christus. Nur wenige Wochen nach der Affäre mit dem Restaurant-Koch sucht sie zum ersten Mal eine Selbsthilfegruppe auf. Sie erscheint fortan regelmäßig zu den Treffen im Keller eines alten Kirchengebäudes in Denver. Eine Frau namens Margery rät ihr, weniger zu trinken und mehr zu beten – Bolz-Weber tut es. „Ich habe von der Kirche nichts über Gnade gelernt. Aber ich habe etwas darüber von nüchternen Alkoholikern gelernt,

die es geschafft haben, trocken zu werden, indem sie ihren Willen der Fürsorge Gottes überlassen haben“, schreibt sie.

Gott zwischen Alkoholikern und Homosexuellen

Drei Jahre nach ihren ersten Besuchen im Selbsthilfegruppen-Kirchen Keller begegnet Bolz-Weber ihrem heutigen Ehemann Matthew – einem Studenten Lutherischer Theologie. Es gelingt ihm nicht nur, die 26-Jährige davon zu überzeugen, ihn in eine traditionelle Kirche zu begleiten. Sie verliebt sich zudem in die althergebrachte Liturgie und beschließt, selbst die Theologie der Evangelisch-Lutherischen Kirche in den USA zu studieren. Als sich ein Freund aus früheren Tagen das Leben nimmt, bitten Bekannte sie darum, den Gottesdienst bei der Beerdigung zu leiten. „Meine Haupt-Qualifikation? Ich war die Religiöse von uns“, erinnert sie sich. Die Gedenkstunde findet in einem Comedy-Club in Denver statt, in dem sie einst selbst auftrat. Und plötzlich bekommt Bolz-Weber ein Gefühl dafür, dass hier ihre Berufung liegen könnte: „Da, in diesem Kellerraum voll mit dem Geruch abgestandenen Biers und schlechten Witzen, schaute ich mich um und erkannte mehr Schmerz und Fragen und Verlust als irgendjemand, mich eingeschlossen, ertragen kann. Und ich sah Gott ... Gott zwischen den Zynikern und Alkoholikern und Homosexuellen.“ Bolz-Weber beschließt, eine Pastorin für „ihre Leute“ zu werden.

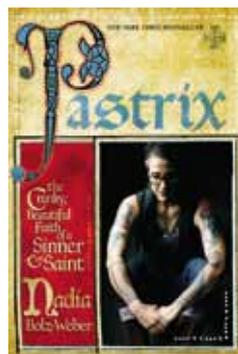
Die Betonung der Gnade Gottes prägt ihre Theologie bis heute wie nichts anderes. „Es geht immer um Tod und Auferstehung“, sagt sie in Interviews und meint damit, dass der Mensch sich selbst aufgeben und Gott überlassen muss, damit dieser ihn neu formen kann. „Vielleicht geht es in der Geschichte vom Karfreitag darum, dass Gott lieber sterben würde, als länger in der Sünden-Buchhaltung tätig zu sein“, schreibt sie in ihrer Autobiographie. In ihren Predigten spricht sie vor allem darüber, wie Jesus aufs Coolsein pfeift und die Unmöglichkeit, sich Gottes Liebe zu erarbeiten. Der ein oder andere mag ihr deshalb eine Mainstream-Wohlfühltheologie vorwerfen. Amerikanische Blogger haben sie sogar als eine Frau bezeichnet, die nur so tue, als sei sie eine Pastorin und Martin Luther dazu bringen würde, sich im Grabe umzudrehen. Andere werfen ihr vor, mit ihrem Image als christliche Anti-Heldin zu kokettieren und zu viel Aufhebens um sich selbst zu machen. Doch das missachtet eine andere Seite ihres Wirkens. Bolz-Weber sagt von sich selbst, sie arbeite 20 Stunden lang an jeder ihrer Zehn-Minuten-Predigten. Weil sie viel von Jesus spricht und das liberale Christentum dafür kritisiert, die Bibel nicht ernst genug zu nehmen, wird sie in US-Medien oft als lutherisch-evangelikales Zwischenwesen beschrieben.

2008 veröffentlicht sie das Buch „Salvation on the Small Screen“ (Erlösung im Fernsehen). Dafür verfolgt sie 24 Stunden am Stück das Programm des Trinity Broadcasting Network, eines christlich-evangelikalen Fernsehsenders mit missionarischem Anspruch. Harsch fällt ihre Kritik an TV-Prediger-Stars wie Benny Hinn, Joyce Meyer oder Joel Osteen aus. Sie wirft ihnen vor, ein Wohlstandsevangelium zu vertreten, das der Realität und der Botschaft Jesu nicht gerecht werde. Dennoch schreibt sie am Ende ihres Buches: „Wenn das Luthertum, sagen

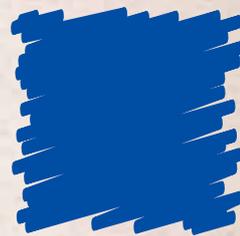
wir, Erdnussbutter ist – und wir reden andauernd darüber, wie cremig und knusprig es ist, voll mit Proteinen und superlecker, ein Nahrungsmittel, das, sagen wir, evangelikaler Schokolade weit überlegen ist – dann geht uns verloren, inwiefern Schokolade Erdnussbutter sogar noch leckerer machen kann.“ Diese Versöhnung mit dem Evangelikalismus ihrer Jugend mag etwas damit zu tun haben, wie ihre Familie Nadia Bolz-Weber einst begegnete, als sie zum Christentum zurückkehrte.

An einem Samstag im November 2005 sitzt sie im Wohnzimmer ihrer Eltern. Jenen Christen, vor denen sie 30 Jahre zuvor geflohen war. Sie sagt ihnen, dass sie Pastorin sein wird – ihnen, die in ihrer eigenen Kirche Frauen das Wort verbieten. In ihrem Buch erinnert sie sich: „In diesem Moment stand mein Vater leise auf, ging zum Bücherregal und nahm seine abgenutzte, ledergebundene Bibel heraus. Jetzt ist es soweit, dachte ich, jetzt haut er mir die Schrift um die Ohren. Er öffnete sie und las. Ich erahnte, dass es sich bei der Stelle, die er aufschlug, nicht um einen von Paulus' Briefen am Ende des Buches handelte, stattdessen suchte er etwas mehr in der Mitte. Mein Vater las nicht die Passage im Ersten Korintherbrief über Frauen, die in der Kirche zu schweigen hatten. Er las aus dem Buch Esther. Ich hörte von ihm nur diese Worte: ‚Aber du wurdest geboren, für einen Tag wie diesen.‘ Er schloss das Buch und umarmte mich gemeinsam mit meiner Mutter. Sie beteten für mich und gaben mir einen Segen. Und manche Segen, wie dieser, den meine konservativen christlichen Eltern ihrer werdenden lutherischen Pastoren-Tochter gaben, die sie durch die Hölle hatten gehen lassen, sind die Art von Segen, die dich den Rest deines Lebens begleiten.“

Nadia Bolz-Webers Kirche in Denver hat an einem gewöhnlichen Sonntag mittlerweile rund 250 Besucher. Die Liturgie macht einen wichtigen Teil des Gottesdienstes aus. An manchen Tagen bastelt die Gemeinschaft kleine Kunstwerke – zu Weihnachten etwa ein Heiligenbild aus Werbeprospekten als Zeichen gegen Konsumwut. Jeder kann etwas zu den sonntäglichen Feiern beitragen, zum Beispiel die Liturgie leiten oder gestalten. Das House for all Sinners and Saints besuchen heute Lutheraner ebenso wie Agnostiker und Evangelikale, Homo- und Transsexuelle wie Heteros, Weiße wie Farbige, Hipster wie Nerds. Und auch, wenn das alles wenig Ähnlichkeit mit der Kirche ihrer Jugend haben mag, ein Element ihrer Vergangenheit hat die Pastrix, wie sie sich selbst nennt, für ihre Gemeinde bewahrt: Sie leitet die wohl einzige Gemeinde der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Amerika, die alle Kirchenlieder ganz ohne instrumentale Begleitung singt. ■



Nadia Bolz-Weber: „Pastrix - The cranky, beautiful Faith of a Sinner and Saint“ (engl.), Jericho Books, 224 Seiten, ISBN: 9781455527083



MIT DIR AN MEINER SEITE ...



Verändere das Leben
eines Kindes im Namen Jesu,
und du beginnst,
die Welt zu verändern.

WWW.COMPASSION-DE.ORG
WWW.COMPASSION.CH

... ÜBERLEBE ICH DIESEN SLUM.

Patenschaften mit Compassion – machen Sinn

Glaube ade??

Woran liegt es, wenn junge Erwachsene ihren Glauben an Gott verlieren? Das wollten der Marburger Theologe Tobias Faix und sein Team vom Institut empirica herausfinden. Für das Buch „Warum ich nicht mehr glaube“ interviewten sie „Aussteiger“ aus dem christlichen Glauben und trafen dabei auf Menschen, die froh waren, mit jemandem darüber zu sprechen. | **VON JONATHAN STEINERT**

Claudia wollte Gott kennenlernen. Eine Schulfreundin nahm sie als Teenager mit in eine evangelische Freikirche. Im Hauskreis konnte sie sich offen und freundschaftlich mit anderen austauschen. Auch ihren Partner lernte sie in der Gemeinde kennen. Doch sie fühlte sich eingeeignet von Vorschriften, Regeln und Strukturen. „Da gibt’s dann einen unausgesprochenen Verhaltenskatalog. Das wird irgendwie von der Gruppe kontrolliert und du musst einfach mitziehen“, sagte sie im Interview. Zum Beispiel bei Themen wie Homosexualität, dem Rauchen, der Rolle der Frau in der Gemeinde oder der Kleidung – „nicht zu kurz, nicht zu tief ausgeschnitten, nicht zu hochhackig“ – sie hatte das Gefühl, sich anpassen zu müssen, um angenommen zu werden, erzählt sie. Es sei kaum möglich gewesen, diese „ungesunde Dynamik“ of-

fen anzusprechen oder etwas daran zu ändern. Der moralische Druck, den sie wahrnahm, Lieblosigkeit und eine enge Lehre widersprachen dem, was gepredigt wurde: „Sie reden irgendwie von Freiheit. Gott und Glaube machen frei, aber gleichzeitig stellen sie so viele Regeln und Gesetze auf, die man alle einhalten muss, weil man sonst nicht mehr bei Gott ist.“ Das führte schließlich zum Bruch mit der Gemeinde und mit dem Glauben, eine andere Gemeinde testete sie nicht. Claudia empfindet das als Befreiung.

Nicolo ist in einer christlichen Familie in Italien aufgewachsen und war „komplett verliebt in die Bibel, in Gott, in das Christliche“. Er forschte intensiv in der Bibel, er predigte, leitete Freizeiten und nahm an Missionseinsätzen teil. Als er mit 24 Jahren nach Deutschland zog, suchte er sich auch dort eine freie Gemeinde, begann ein Studium und heiratete eine gläubige Frau. Als er auf ein Buch des Biologen Richard Dawkins stieß und sich mit dessen und den Thesen anderer atheistischer Autoren auseinandersetzte, begannen seine Zweifel an der Bibel und seinem Glauben. Er führte über mehrere Monate einen inneren Kampf und las viel. Er habe „immer mehr darüber nachgedacht, was an meinem Glauben eigentlich Sinn macht. Ich fand meine neuen Gedanken einfach vernünftig.“ Schließlich überzeugten ihn die Argumente gegen den Glauben mehr und er entschied: „Ich glaube nicht mehr an Gott.“ Es sei ein schmerzhafter Prozess gewesen, in dessen Folge er Freunde und seine Frau verlor.

„Dekonversion“ oder „Entkehrung“ heißt der Fachbegriff dafür, wenn Menschen ihren Glauben aufgeben. Als Faix und die Soziologen Martin Hofmann und Tobias Künkler ihre Forschung dazu begannen, stellten sie fest, dass das Thema weder in Gemeinden noch in der Wissenschaft viel Beachtung findet. Meist gehe es darum, wie Menschen zum Glauben kommen, aber nicht, warum und wie sie davon abkommen. Für eine wissenschaftliche Untersuchung dieses Phänomens liegt die Schwierigkeit darin, Glaube und Unglaube zu messen. Faix und sein Team stützen sich dafür auf die Berichte der Befragten: „Wir können und wollen keine Aussagen darüber treffen, ob und wann Menschen Christen sind oder auch nicht mehr. Wir können und wollen aber die eigene Wahrnehmung der Menschen untersuchen, die von sich sagen, den Glauben verloren zu haben.“ Dafür führten sie zunächst eine Online-Befragung durch und interviewten anschließend fünfzehn Dekonvertierte. Sie beschränkten sich dabei auf junge Erwachsene zwischen 18 und 35 Jahren. Denn in dieser Lebensphase werden Prägungen aus der Kindheit und Jugend kritisch hinterfragt, um einen eigenen Lebensentwurf zu gestalten. Die meisten Entkehrungen geschehen in dieser Zeit.

Eine schmerzhaft Entscheidung

In den Interviews stießen er und seine Kollegen auf vier Leitmotive, die bei Dekonversionen eine Rolle spielen. Ein zentrales Motiv ist die Moral, die Frage nach der richtigen Lebensführung. Einige der Befragten fühlten sich durch moralische Vorstellungen ihrer Gemeinde über das alltägliche Leben und den Glauben eingeengt, kontrolliert und unter Druck gesetzt. Manche erlebten Christen als heuchlerisch, weil diese selber moralische Maßstäbe verletzen. Intellektuelle Fragen an den Glauben und Widersprüche zwischen der christlichen Lehre und wissenschaftlichen Erkenntnissen sind ein weiterer Grund für den Verlust des Glaubens. Andere stellen als junge Erwachsene fest, dass „der bislang unreflektierte Kinderglaube keine tragfähige Basis mehr darstellt“ oder dass die Art, den Glauben zu leben, nicht mehr zum eigenen Lebensentwurf passt. Für eine vierte Gruppe ist eine gestörte Gottesbeziehung das Motiv für eine Dekonversion, beispielsweise wenn jemand wegen negativer Lebenserfahrungen nicht mehr an einen liebenden Gott glauben kann.

Diese Motive verdeutlichen die Autoren anhand von acht Lebensgeschichten aus den Interviews, in denen die Befragten von ihren Erfahrungen mit dem Glauben, Gemeinden und ihrer Entkehrung berichten. So wie Claudia und Nicolo. Es sind ehrliche und bewegende Zeugnisse, die Fragen aufwerfen: Warum und was glaube ich eigentlich? Wie passen mein Glaube und Leben zusammen? Wie würde ich mit diesen Menschen umgehen? Als Leser sucht man schnell Argumente, um den Interviewten zu erklären, wie Glaube „wirklich“ ist. Aber darum geht es den Autoren nicht. Sie möchten verstehen, nicht kommentieren oder besser wissen.

Wie die Forscher schreiben, ist Dekonversion ein langer Prozess, bei dem verschiedene Faktoren zusammenspielen und schließlich zur Abkehr vom Glauben führen. Dies sei für viele eine „sehr existenzielle, schmerzhaft Entscheidung mit weitreichenden Konsequenzen“, sagt Faix. Denn Glauben und Nicht-Glauben durchdringe alle Bereiche des Lebens, von der eigenen



Tobias Faix/Martin Hofmann/Tobias Künkler: „Warum ich nicht mehr glaube. Wenn junge Erwachsene den Glauben verlieren“, SCM R. Brockhaus, ISBN 9783417265835, 248 Seiten

Identität bis hin zu Freundschaften und Beziehungen. Viele haben auch gute Erfahrungen mit Christen und Gemeinden gemacht. Neben verschiedenen Fähigkeiten, die sie lernten, empfanden sie vor allem die Gemeinschaft und den Zusammenhalt als wertvoll. Manche gehen deswegen sogar weiterhin in die Gemeinde, obwohl sie nicht mehr an Gott glauben. Die Frage nach dem Sinn des Lebens blieb oft zurück, trotzdem erlebten viele ihre Entkehrung als Befreiung.

„Christen sind nicht, wie sie singen“

Aus der Analyse der Interviews leiten die Autoren verschiedene Denkanstöße für Gemeinden ab. Macht und geistlichen Missbrauch identifizieren sie als ein zentrales Problem. Es sei wichtig, Kritik, Zweifel und Fragen ernst zu nehmen. Strukturen und Regeln sollten den Menschen dienen und nicht einengen. Gemeinden haben die Verantwortung, Menschen zu eigenständigen Entscheidungen zu führen und einen mündigen Glauben zu fördern. Wie genau dies funktionieren kann, bleibt im Buch undeutlich. „Eine der Befragten sagte: ‚Christen sind nicht so, wie sie singen.‘ Das ist ein guter Anknüpfungspunkt. Wir sollten das, was wir singen, lesen und hören, mit Leben füllen. Wir reden über Gnade und Versöhnung, aber wenn einer eine andere Meinung hat, sind wir plötzlich nicht mehr gnädig und versöhnlich. Wir sollten in den Gemeinden gemeinsam einüben, was das konkret bedeutet. Gerade an Unterschieden kann man so etwas lernen“, sagt Faix im Gespräch mit pro.

Die Autoren beschreiben auch für wissenschaftliche Laien gut nachvollziehbar, wie sie bei ihrer Studie vorgegangen sind, welche theoretischen Überlegungen sie angestellt haben und welche Schlussfolgerungen sie daraus ziehen. Da sie immer wieder auf die geschilderten Lebensgeschichten zurückkommen, wiederholen sich manche Aspekte. Die theologische Frage, ob ein Christ sein Heil überhaupt verlieren kann, bleibt in der Studie außen vor. Faix meint dazu: „So etwas kann man nicht empirisch erforschen. Ich persönlich glaube, dass die menschliche Geschichte mit Gott am Ende sein kann, aber Gottes Geschichte mit dem Menschen kann weitergehen.“

Das Buch öffnet den Blick für die Menschen, die mit Gott und dem Glauben gebrochen haben. Fast jeder kennt Entkehrte, doch wer kennt ihre Geschichte? Wer das Buch liest, sollte bereit sein, kritische Fragen an sich selbst und seine Gemeinde zu stellen. Es wird ihn nachdenklich zurücklassen. ■

Lesen Sie auch das Interview mit Tobias Faix auf pro-medienmagazin.de

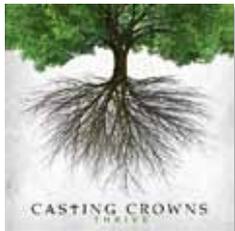
Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Gen Westen

Kaum pure Rocknummern, dafür ein Mix aus Pop-Rock und Balladen. So präsentiert sich das neue Switchfood-Album „Fading West“. Das Coverbild, das die Musiker mit Surfbrett und Gitarre unter dem Arm zeigt, findet sich inhaltlich auch in den elf Songs wieder. „Atme ein und lass es raus“, fordern die Musiker in „Let It Out“ und liefern dazu die passende, mitreißende Musik. „Saltwater Heart“ ist das Surferlied schlechthin: Es erzählt vom Ozean, Salzwasser auf der Haut, Strand und Freiheit. Ein Großteil der Titel versetzt den Hörer an Kaliforniens sonnige Strände und verbreitet schon im Februar Sommerfeeling. Aber auch die eine oder andere Ballade enthält das Album. „The World You Want“ stimmt nachdenklich und ermutigt dazu, die Welt nach den eigenen Vorstellungen zu gestalten. Ein ungewohnt anderes Switchfood-Album mit neuen, elektronischen Elementen. „Fading West“ stieg übrigens auf Platz 6 der US-Billboard 200 Charts und auf Platz 1 der US-Christian/Gospel Charts ein. | **SWANHILD ZACHARIAS**
Switchfoot: „Fading West“, Atlantic Records/SCM Hänssler, 14,95 Euro, UPC 75678683824



Mut zum Aufblühen

„Thrive“ – „Aufblühen“ heißt das neue Album der Casting Crowns und fordert dazu auf, sich nicht mit einem durchschnittlichen Leben zufrieden zu geben. Stattdessen will die Band Mut machen, jeden Tag aus der Fülle Gottes zu leben. So handelt „Dream for you“ von Gottes Vision für das Leben eines Menschen. „Just be held“ ist aus der Perspektive Gottes geschrieben, der die Menschen ermutigt, sich in allen Herausforderungen des Alltags von ihm halten zu lassen. Jedes der zwölf Lieder ist eine kleine Andacht für sich. Musikalisch ist „Thrive“ ein typisches Casting-Crowns-Album: Mal schneller, mal sanfter Pop-Rock mit eingängigen Melodien. Die Songs klingen alle irgendwie ähnlich, neu erfunden hat sich die Band mit dem Album nicht. Casting-Crown-Fans werden aber auf ihre Kosten kommen. | **SWANHILD ZACHARIAS**
Casting Crowns: „Thrive“, Gerth Medien, 18,99 Euro, EAN 602341018425



Kämpfen und Fliegen

Bereit zum Fliegen ist die 22-jährige Sängerin Jamie Grace. Das sagt zumindest der Titel ihres neuen Albums „Ready to Fly“. Als Überflieger startet die Pop-Platte allerdings nicht, sie geht zu entspannt und homogen ins Feld. Nach Startschwierigkeiten kommt das Album aber in der zweiten Hälfte in musikalisch abwechslungsreichen Schwung. Sänger TobyMac, der Jamie Grace entdeckte, hat auch am Album, einem Mix aus Pop, Folk und R'n'B, mitgewirkt. „Do Life Big“ (Groß leben) ist das kraftvollste Lied und sticht mit Bass und Energie heraus – bitte mehr davon! „Fighter“ (Kämpfer) ist ein Mutmach-Lied. Inspiration dafür ist die Lebensgeschichte der Sängerin: Bei ihr wurde als Kind das Tourette-Syndrom diagnostiziert. Doch sie habe mit Gottes Hilfe gelernt, damit zu leben, sagt sie. Alles in allem ist „Ready to Fly“ eine gelungene Platte, die gute Laune macht. | **MARTINA SCHUBERT**
Jamie Grace: „Ready to Fly“, Gerth Medien/Gotee Records, 14,99 Euro, UPC 669447004608



Sanftmütiger Tiefgang

Mit „Solang ich atmen kann“ präsentiert der Solist und Gemeindemusiker Andreas Volz sein viertes Soloalbum. Die 14 Lieder zeugen von lebendigem Glauben. Volz wendet sich mit seinen Fragen, seinem Zweifel und seiner Freude an Gott. Die Texte haben Tiefgang, die musikalische Begleitung – vor allem Flügel, Gitarre und Geige – passt perfekt dazu, drängt sich nicht auf. Andrea Adams-Frey unterstützt den Sänger im Hintergrund. Ein Punkt ist gleichzeitig Stärke und Schwäche der Platte: Bis auf das Lied „Deine Güte reicht“ sticht kein Titel musikalisch hervor. Damit bleibt die CD sanftmütig und andächtig. „Solang ich atmen kann“ bietet Lieder, die Zuspruch geben und zeigt Volz' Potenzial als Lobpreis Sänger und -texter. | **MARTINA SCHUBERT**

Andreas Volz: „Solang ich atmen kann“, SCM Hänssler, 16,95 Euro, EAN 4010276026662

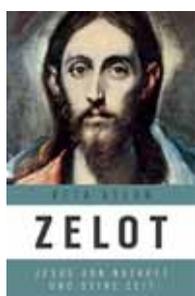


Der tiefere Sinn des Alltags

Was hat eine rote Ampel mit dem Sinn des Lebens zu tun? Erstaunlich viel. Das Buch „Alltagstourist“ von der Designerin Eva Jung überrascht damit, welche Fragen ans Leben in alltäglichen und unscheinbaren Dingen stecken. Es ist verblüffend, wie ästhetisch zum Beispiel Rolltreppen, Getränkekisten oder Eisdienstschilder sein können. Mit Fotografien davon, gestalteten Motiven, kurzen Texten und ungewöhnlichen Fragen wie „Wie schnell träumen Sie? Wie dick ist Ihr Leben?“ lädt sie den Betrachter auf „Gedankenspaziergänge“ ein. Wer es gewohnt ist, Bücher von vorn bis hinten zu lesen, wird dieses als unstrukturiert empfinden. Es ist eher eine collagenartige Zusammenstellung der Eindrücke, die die Autorin auf der Reise durch den Alltag gemacht hat. Wer die innere Freiheit mitbringt, seine Gedanken loszuschicken, ohne zu wissen, wo sie ankommen, wird Überraschendes, Inspirierendes, Anregendes finden. Vielleicht wird er Gott begegnen. Diesen Wunsch verbindet Eva Jung mit dem Buch.

| JONATHAN STEINERT

Eva Jung: „Alltagstourist“, godnews, 25,- Euro, ISBN 9783000437076



Jesus mit Schwert und Eifer

Jesus war nichts anderes als ein national-religiöser Eiferer. Erst die biblische Überlieferung konstruierte ihn zum Erlöser der Welt. Das behauptet der amerikanische Religionswissenschaftler Reza Aslan in seinem Buch „Zelot. Jesus von Nazaret und seine Zeit“. Mit großer Erzählkunst zeichnet der bekennende Muslim darin die gesellschaftlichen Umstände in Palästina zur Zeit Jesu nach, beschreibt den Frust der Landbevölkerung in Galiläa angesichts der korrupten Priesterschaft in Jerusalem und der Unterdrückung durch die Großmacht Rom. Mit seiner Kernthese, Jesus habe lediglich ein politisches Programm der Befreiung gehabt, bewegt er sich auf dünnem Eis. Denn um sie zu untermauern, muss sich Aslan Bibelstellen zurechtlegen. So dichtet er Jesus einen Hang zu Gewalt an. Dass Jesus angesichts des Wunsches nach politischer Befreiung als politischer Aufrehrer missverstanden werden konnte, erwägt Aslan gar nicht. Aber darin liegt die eigentliche Pointe des Buches. Angesichts der schwachen Argumentation für eine keineswegs neue These ist das Werk nicht empfehlenswert. | DANIEL FRICK

Reza Aslan: „Zelot. Jesus von Nazaret und seine Zeit“, Rowohlt, 384 Seiten, 22,95 Euro, ISBN 9783498000837



Ruth Pfau: Frau mit Herz

1960 begann die Nonne Ruth Pfau ihre Arbeit in einer Bretterhütte in einem Elendsviertel der pakistanischen Stadt Karachi. Die heute 85-jährige Ordensschwester kämpfte 40 Jahre lang in dem Land gegen die Lepra. Eine Bilanz zieht sie in dem Buch „Leben ist anders“. Sie lenkt den Blick auf ein Land voller Probleme und Spannungen. Sie hinterfragt das Leid der Welt und warum Gottes Geschöpfe anderen Menschen schaden. Ihr Ziel ist es, Menschen zu führen: mit Jesus als Vorbild. Sie möchte Gewalt beenden und Vorurteile abbauen und beweist bei ihrer Arbeit einen langen Atem und Mut – in einem Land, das selten im Fokus der Weltöffentlichkeit steht. Auch wenn es manchmal etwas zäh zu lesen ist, bleibt am Ende das Bild einer authentischen Christin haften, die – vielleicht gerade wegen ihrer Erfahrungen – Zweifel und Fragen hat, die sie zum Teil unbeantwortet lässt. | JOHANNES WEIL

Ruth Pfau: „Leben ist anders. Lohnt es sich? Und wofür? Bilanz eines abenteuerlichen Lebens“, Herde, 256 Seiten, 18,99 Euro, ISBN 9783451332890



Mann mit Zylinderhut fällt vom Himmel

Der 12-jährige Oliver ist verzweifelt. In der Schule lernt er, dass die Wissenschaft Beweise für Dinge findet. In der Kirche hingegen hört er, dass es manchmal keine Beweise gibt und man nur glauben kann. Schließlich hilft ihm ein rätselhafter kleiner Mann mit Zylinderhut, die „große Wahrheit“ zu finden. Gibt es einen Gott? Der schön gemachte Spielfilm „Jenseits des Himmels“, der in einem verschlafenen und verschneiten Nest Kanadas spielt, schafft es, den Zuschauer zu verzaubern. Und ganz nebenbei geht er auf die Frage ein, ob die Wissenschaft Recht hat oder der Glaube – oder beide. | JÖRN SCHUMACHER

„Jenseits des Himmels“, DVD 85 Minuten, FSK 12, Gerth Medien, 14,99 Euro, ISBN 4051238021691

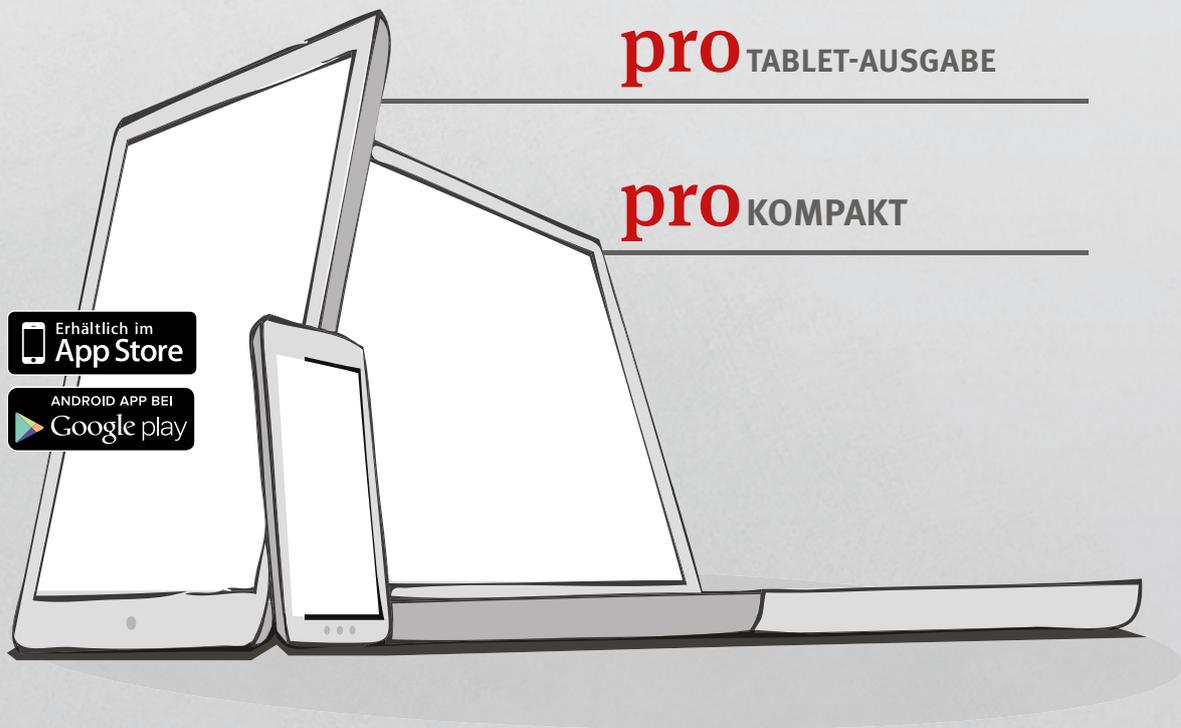
Für alle Vorwärtsdenker

pro als PDF-Magazin und auf Ihrem Tablet

Das Christliche Medienmagazin berichtet über aktuelle Themen und Debatten und liefert Ihnen so Informationen und Argumente, die Ihnen helfen, sich zu orientieren – und mitzureden.

Lesen Sie pro auch auf Ihrem Tablet und jede Woche als pdf-Magazin per E-Mail. Kostenlos.

Denken Sie voraus – mit pro!



pro
Christliches Medienmagazin

pro-medienmagazin.de | Telefon (06441) 915151